

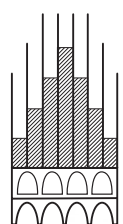
Semesterspiegel

seit 1954 Zeitschrift der Studierenden in Münster



Bin ich süchtig? **Zwischen Handy und Heroin**

Kalter Entzug: eine Woche ohne Smartphone • Was macht einen guten Rektor aus? „Der Neue“ im Gespräch
Gap Year: Lücke im Lebenslauf? • Das neue Semesterticket: Was sagt ihr und was sagt der AstA?



WOHN-IN

WOHNRAUM-INTERESSEN e.V.

...mehr
als ein
Mieterverein

www.wohn-in.de

- **Mietrecht**
Hilfe bei **mietrechtlichen Problemen**
- **Rechtsschutz**
Mietrechtsschutzversicherung
für Prozesskosten möglich
- **Konfliktberatung**
Hilfe bei **Mieterkonflikten**
- **Wohnungssuche**
Hilfe bei privater **Wohnungssuche**

Hammer Straße 26 c
48153 Münster
Tel. 52 30 21
Fax 52 23 24
wohn-in@wohn-in.de

Öffnungszeiten:
Mo - Fr 9.00-19.00 Uhr
Sa 9.00-14.00 Uhr

Foto © Bolte - Fotolia.com

Tel. 52 30 21

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

wir hoffen, wir konnten euch mit unserer „Frühlingsgefühl-Ausgabe“ den Start ins neue Semester gehörig versüßen. Nach dieser Überdosis Liebe wenden wir uns nun wieder ernsteren Themen zu. Denn nicht nur in Sachen Liebe tragen Herz und Verstand so manchen erbitterten Kampf aus. „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“ wusste schließlich schon Matthäus zu verkünden. Welche Verlockungen uns abseits der Liebe so alles schwach werden lassen und warum, haben wir daher in dieser Ausgabe zum Thema Sucht unter die Lupe genommen.

Angefangen haben wir bei einem vergleichsweise harmlosen, aber dafür umso weiter verbreiteten Suchtstoff: Dem Smartphone. Wir haben getestet, wieviel Zeit es wirklich frisst. (Seite 10) Geht es überhaupt noch ohne? Ohne Scheu vor körperlichen Beschwerden haben wir den kalten Entzug gewagt, uns für eine Woche vom Smartphone verabschiedet und festgestellt: Noch geht es ohne (Seite 13)

Doch nicht immer bleibt Suchtverhalten so harmlos. Auch über krankhaftes Glückspiel (S. 15) und natürlich Drogensucht haben wir so einiges im Programm. Wie man Sucht erkennt, hat uns Jutta Mattuschek von der Suchtberatung des UKM erklärt (S. 14.). Außerdem sprach der Exjunkie \$ick mit uns über sein bewegtes Leben als Heroinkonsument.

Mindestens ebenso bewegt geht es in der Hochschulpolitik zu: Ein neuer Rektor steht in den Startlöchern (S. 29), endlich ist ein neuer AStA im Amt (S. 36) und außerdem wurde das Semesterticket neu verhandelt (S. 34). Wir bringen euch diesbezüglich auf den neuesten Stand.

Damit die ganze Sache nicht zu trocken wird, machen wir euch außerdem Lust auf den Sommer und etwas Feierei: In unserer Rubrik mit dem neuen, wohlklingenden Titel „Mitten-drin“ stellen wir euch Festivals in Münster vor und wagen außerdem einen Blick ins sonnige Kuba (S. 6).

Auf dass ihr weiterhin fleißig eure Studentenzeitung Nr. 1 konsumiert: Wie immer ungestreckt und von bester Qualität.

Wir wünschen euch viel Vergnügen mit dem neuen Semesterspiegel,

Für die Redaktion,
Martin Wilmer



Ankündigung Titelthema Semesterspiegel Nr. 425 (Juni): Sind wir Studierenden noch politisch?

Hausbesetzungen, Sitzblockaden, Vorlesungsstreik – einst galten wir Studierende als besonders politisch engagiert. Und heute? Auf den ersten Blick scheinen wir dem Trend der allgemeinen Politikverdrossenheit zu folgen: Nicht einmal jeder Fünfte wählt das Studierendenparlament. Aber sind wir (deshalb) wirklich unpolitisch? Wenn ja, woran

liegt das? Und ist das überhaupt schlimm? Diesen Fragen gehen wir im nächsten Semesterspiegel nach und freuen uns auch auf eure Sicht auf die Dinge.

Schreibt uns bis zum 19. Juni an
semesterspiegel@uni-muenster.de!

INHALT

SEMESTERSPIEGEL

3	EDITORIAL
6	VIVA LA VIDA: MOJITO, SALSA UND KOMMUNISMUS
9	ZWISCHEN DEN ZEILEN VON FELDPSTBRIEFEN

TITEL

10	SMARTE SUCHT
11	MEIN HANDY UND ICH – EINE LIEBESGESCHICHTE?
13	KNÖPFE STATT TOUCHSCREEN
14	5 FRAGEN AN... JUTTA MATUSCHEK
15	IM SPIELRAUSCH
17	STADT MÜNSTER PRO CANNABISABGABE
18	„SHORE IST HEROIN?“

MITTENDRIN

20	FESTIVALS IN MÜNSTER UND UMGEBUNG
----	-----------------------------------

CAMPUSLEBEN

22	GAP YEAR
23	„INITIATIVE PLURALE ÖKONOMIK: MÜNSTER“ FÜR MEHR VIELFALT
24	SERIE STUDIEREN MIT KIND: BEHÖRDENMARATHON

KULTUR

26	REZENSION PANIKHERZ: AUF MEHR HELDEN
27	FÜR EINEN KLASSISCHEN PIANISTEN BIN ICH NICHT PEDANTISCH GENUG

POLITIK

29	INTERVIEW MIT JOHANNES WESSELS: WAS MACHT EINEN GUTEN REKTOR AUS?
32	MONTAGSFRAGE: PREISERHÖHUNG BEIM SEMESTERTICKET
34	„GUTER ABSCHLUSS FÜR ALLE“
36	STUPA WÄHLT NEUEN ASTA

SCHLUSSENDLICH(T)

37	KREUZWORTRÄTSEL
38	SUDOKU
38	CAMPUSKUNST
39	BILDERRÄTSEL
39	IMPRESSUM



VIVA LA VIDA: MOJITO, SALSA UND KOMMUNISMUS

TEXT UND FOTOS VON SOPHIE-CHRISTIN ERNST

Die Sonne dringt durch die Schlitzte der hölzernen Fensterläden und mit der lauwarmlen Luft dringen die Geräusche der Straße zu meinem Fenster im Herzen Havannas, direkt über der Casa de la Musica hinauf. Der Hahn, den ich manchmal auf dem Dach des Nachbarn herumstolzieren sehe, kräht und es duftet schon nach dem starken kubanischen Kaffee, den meine Vermieterin morgens auf dem Gasherd aufbrüht.

So beginnt mein Arbeits- beziehungsweise Praktikumsalltag hier. Schon in Dienstkleidung setze ich mich an den Frühstückstisch und breche wenig später auf zu der Bushaltestelle am Parque de Fraternidad, um die P-12 Richtung Krankenhaus, dem Hospital Manuel Fajardo zu nehmen. Auf dem Weg weiche ich einem toten Huhn, das kopflos an der Straßenecke liegt, aus, kaufe ein Brötchen mit Tortilla für später und reihe mich hinten in die Schlange für den Bus, den die Kubaner „Guagua“ nennen, ein. Die Schlange ist um halb acht meist so lang, dass man sich nur schwer vorstellen kann, dass all die Menschen in einem Bus Platz finden sollen – aber es geht. Bis zum letzten Kubikzentimeter gefüllt, setzt sich die P-12 schwerfällig in Bewegung, die Reggaemusik dröhnt schon morgens aus den Boxen über der Busfahrerkabine. Ich genieße diese Busfahrten und komme fast immer gut gelaunt zur Arbeit auf der Station 6B der Inneren Medizin.

Schon nach meinem Abitur wollte ich ursprünglich nach Kuba reisen, das Land und seine Menschen kennenlernen, erleben, was es bedeutet, in einem kommunistischen Land zu leben. Damals hat es sich nicht ergeben, aber der Wunsch blieb bestehen und so beschloss ich 2015, diesen mit einer Famulatur (Anmerkung der Redaktion= Pflichtpraktikum für Mediziner) zu kombinieren. Schließlich sollte auch die praktische Ausbildung von Ärzten auf Kuba sehr gut sein, insbesondere für Mediziner, die eine Zeit lang in Projekten wie „Ärzte ohne Grenzen“ arbeiten möchten. Kuba ist Exportmeister, was Ärzte betrifft – warum das so ist, sollte ich erst im Laufe meines Praktikums erfahren.

Nachdem ich im Herbst 2015 meine erste Famulatur absolviert hatte, bemühte ich mich, Kontakt zu Krankenhäusern auf Kuba aufzunehmen und traf glücklicherweise im Internet auf einen Erfahrungsbericht und die Kontaktdaten einer Famulantin, die 2014 in Havanna gearbeitet hatte. Durch sie konnte ich einen Arzt kontaktieren und mit etlichen E-Mails schließlich innerhalb eines halben Jahres alles organisieren.

Im Februar 2016 flog ich dann endlich von Köln in den Badeort Varadero, verbrachte dort eine Nacht im Hotel und war sehr froh am nächsten Tag nach Havanna abreisen zu können. Das Hotel hätte mit all den deutschen Touristen im frühen Rentenalter ebenso auf Mallorca sein können.

Einen Tag vor Beginn meiner sechswöchigen Famulatur bezog ich mein Zimmer in der Wohnung einer kubanischen Familie. Ich hatte mich bewusst für diese Option entschieden, denn ich wollte dem Leben hier so nah wie möglich kommen.

Zwar hatte ich kurz vor meiner Abreise noch mit der Studentin aus Köln telefoniert, deren Bericht ich gelesen hatte, doch konkrete Erwartungen hatte ich an mein Praktikum noch nicht. Sicher war nur, dass es werden würde als alles, was ich bisher an Krankenhausstandard aus Deutschland gewöhnt war: Angefangen vom Aufzug, den man mit einem energischen Klopfen an die Metalltüren auf sich aufmerksam machen muss, über den Mangel an Desinfektionsmittel, Handschuhen, EKG-Geräten oder Defibrillatoren bis zu ausschließlich handschriftlich geführten Patientenakten und einer permanenten Pflege der Patienten durch Angehörige, Freunde oder Nachbarn.

Die praktische Ausbildung ist tatsächlich sehr gut. Hier betreuen die Medizinstudenten ab dem dritten Studienjahr Patienten unter Supervision der Stationsärzte, lernen durch ausführliche Visiten direkt am Patientenbett und üben täglich, körperliche Untersuchungen durchzuführen. Der Mangel an neuester Technik erfordert umso bessere Fähigkeiten beim Beobachten, Abhören, Tasten und Abklopfen der Patienten. Sehr beeindruckt hat mich der herzliche Umgang zwischen Ärzten und Patienten. Auch die Pflege durch Verwandte ist hier selbstverständlich. Es gibt kaum Krankenschwestern, wie wir sie kennen. Diese absolvieren auch eine fünfjährige Ausbildung und assistieren meist den Ärzten bei kleineren Eingriffen.

Morgens um acht (oder viertel nach acht, da auf einen allzu pünktlichen Dienstbeginn kein besonderer Wert gelegt wird) beginnt mein Tag im Krankenhaus Manuel Fajardo. Ich habe das Glück, meine Famulatur zum gleichen Zeitpunkt zu machen, zu dem auch viele Studenten aus dem sechsten Semester im Krankenhaus arbeiten und bekomme so Vieles von ihnen gezeigt und erklärt. Nach zwei Wochen schreibe ich stolz meinen ersten Arztbrief auf Spanisch und freue mich wie ein Schulkind über den Stempel, den die Stationsärztin darunter setzt.

Nach einem Monat kann ich der Visite problemlos folgen und auch die ein oder andere Frage beantworten, die die Professorin den Studenten stellt.

Letzten Endes habe ich neben einigen Fertigkeiten für die Praxis auch viel über das kubanische Gesundheitssystem gelernt: Hier ist jede Behandlung für den Patienten gratis, die Medikamente unglaublich günstig erhältlich und das Medizinstudium ist kostenlos. Dementsprechend steht wenig Geld für Geräte, neue Gebäude und Einmalartikel wie Handschuhe und Spritzen aus Plastik zur Verfügung. Kubanische Ärzte wissen, Vieles mit wenig Mitteln zu verrichten und sind auch deshalb sehr gut auf Auslandseinsätze in der Dritten Welt vorbereitet. Sie beherrschen die Kunst der Improvisation. Ihr Ansehen in der Gesellschaft hier ist hoch, ihr Lohn dafür verglichen mit dem eines Taxifahrers sehr niedrig: Zwischen 40 und 60 Dollar verdient ein Arzt hier umgerechnet im Monat. Davon lässt sich auch auf Kuba nur schwerlich leben. Die meisten ziehen lange nicht oder nie aus dem Elternhaus aus, um Geld zu sparen. Auf der Suche nach besserem Verdienst und Karriereöglichkeiten verlassen viele Ärzte das Land und hinterlassen Lücken im Ausbildungssystem, die nur schwer zu füllen sind. Die Ausreise aus dem Land wurde deshalb in den letzten Jahren für Mediziner immer mehr erschwert. ►



STUDI ABROAD

In dieser Kategorie schreiben Studierende über ihre Erfahrungen im Ausland. Ob Praktikum oder Uni-Austausch – wer fern der Heimat etwas erlebt hat, hat auch etwas zu berichten.

Da ich an den Wochenenden frei habe, nutze ich diese Zeit, um Ausflüge in die Umgebung Havannas zu machen, tauchen zu gehen, zu wandern, zu reiten, viele Begegnungen zu machen. Fließend Spanisch sprechen zu können, macht sich hier bezahlt. Der Kontakt zu den Taxifahrern, zu den Casas, in denen ich übernachtete und den Menschen, die ich auf der Straße traf, war so direkt viel einfacher. Die Herzlichkeit vieler Menschen und die Lebensfreude, die sie trotz widriger Umstände ausstrahlen, hat mich beeindruckt. In der kurzen Zeit habe ich einige wirklich gute Freunde gefunden, kulinarisch und kulturell alles ausprobiert, von Hahnenkampf bis zum Salsafestival im Park alles gesehen und noch mehr Lust auf mehr Kuba bekommen. Ich bin in der kurzen Zeit von diesem bunten Leben eingesogen worden und habe mich zuletzt so sehr daran gewöhnt, dass der Abschied sehr schwer fiel. Ich habe mich in das Land der Widersprüche verliebt. Hier gibt es zwar nur ein Produkt auf drei Supermarktregalen, Rum ist leichter im Kiosk aufzutreiben als Mineralwasser, Taxifahrer wohlhabender als Ärzte und Internet fast nicht zugänglich, aber Kuba müsse man lieben, verstehen könne man es nicht, sagt der Taxifahrer mit einem Lächeln zu mir, als ich am Flughafen aussteige und da ich kann ihm nur beipflichten. ■



Mitte links
Die Bicitaxis werden hier wie auch die alten Wagen von den Fahrern selbst repariert. Man sollte sich also als Fahrer gut mit seinem Gefährt auskennen

Oben
Vom Brot gibt es in Havanna nur eine Sorte und manchmal auch die nicht. Zum Brotholen nimmt man noch immer die „Libretta“, so etwas wie Lebensmittelmarken, mit. Schlange stehen ist laut einem kubanischen Freund übrigens „Nationalsport“, das musste ich auch lernen.

Mitte rechts
Blick aus meinem Fenster über der Casa de la Music auf das erwachende Nachtleben Havannas.

Unten
Frühstück auf der Dachterasse unserer Casa bei Las Terrazas.



HEIMAT, WETTER UND VERSCHWIEGENE KRIEGSERLEBNISSE ZWISCHEN DEN ZEILEN VON FELDPOSTBRIEFEN

SSP

PROJEKT FACHFREMD

Bei „Projekt Fachfremd“ könnt ihr ein spannendes, kurioses, brisantes oder aktuelles Thema eures Studiengangs vorstellen – leicht verständlich für jeden.

TEXT UND FOTOS VON LUCINDA JÄGER

Im Rahmen von Forschungsübungen am Historischen Seminar der WWU Münster wurden zwei bislang unedierte Quellensammlungen aus der Region bearbeitet und kommentiert. So entstand das Projekt „Schreiben vom Krieg – Feldpost im Ersten Weltkrieg“. Wer mehr über Heinrich Echtermeyers Geschichte, seine individuellen Erlebnisse sowie seine Feldpostbriefe- und Karten erfahren möchte, kann alle Ergebnisse sowie weitere interessante Aspekte zu Feldpost im Ersten Weltkrieg unter: <https://feldpost.hypotheses.org/> nachlesen.

Wer heute etwas Spannendes über den Krieg aus Feldpostbriefen herausfiltern möchte, der wird in vielen Fällen im ersten Moment enttäuscht und bleibt beim Lesen hilflos zurück. Denn ebenso oft verwundern nicht nur die Themen, sondern auch die Art, wie über diese geschrieben wird. Mehr noch werfen gerade jene Themen Fragen auf, die in der Feldpostkommunikation ausgespart bleiben: der Kriegs- und Frontalltag und die damit verbundenen, traumatischen Erlebnisse der Soldaten. Auch in den Briefen Heinrich Echtermeyers an seinen Bruder wird die Kriegswirklichkeit oftmals nur fragmentarisch beschrieben. Als der westfälische Landwirt Heinrich aus Halverde im Mai 1916 mit 41 Jahren als Landsturmmann in das deutsche Heer eingezogen wird, tobt der Erste Weltkrieg bereits fast zwei Jahre. In den 58 überlieferten Feldpostbriefen und -karten berichtet er allenfalls sporadisch und wenn, wenig detailliert über die von ihm erlebten Kriegsergebnisse an der Ostfront. Stattdessen überwiegen scheinbar triviale Themen wie Wettereindrücke und Naturwahrnehmungen, Fragen nach der Heimat oder sich wiederholende Begrüßungs- und Abschiedsformeln.

Feldpostbriefe erfüllten sowohl für Soldaten als auch für Verwandte in der Heimat eine besondere Funktion: Sie ermöglichten ein Aufrechterhalten der familiären und sozialen Netzwerke und festigten beidseitig soziale Bindungen. Der Historiker und Geschichtsdidaktiker Peter Knoch beschreibt Feldpostbriefe als „lebenswichtige Verbindungsfäden zwischen getrennten Menschen; sie geben dem Frontsoldaten inneren Halt und Lebenssinn, den Verwandten daheim sind sie immer aufs neue Lebenszeichen.“ Historiker wie Nikolaus Buschmann betonen die Bedeutung der Heimat für die Soldaten, für die sie als lebensnotwendige Orientierung in der Lebenswelt des Krieges gedeutet werden könne. Dies gilt gleichermaßen für Heinrich Echtermeyer, wenn er schreibt, „es hat mir gefreut, das Du auch mahl geschrieben hast, den man hört gern was von der Heimat“ Auch aus seinem in einer Feldpostkarte geäußerten Wunsch nach mehr Informationen von zu Hause wird ersichtlich, wie sehr diese eine Flucht in das Vertraute bieten können: „Ich hoffe du wieder schreibst, was so alles in der Heimat gibt.“ Die Sehnsucht nach der Heimat symbolisiere im Kontrast zu dem Kriegserleben nicht nur eine heile, sondern auch sinnhafte Welt. Eine Fokussierung auf „Zuhause“ kann als Schutzschild gegen die Erfahrungen des Krieges fungieren. Mit der Erinnerung an die Heimat und die Familie steht dem Soldaten ein Gegen- und Zukunftsbild zum Krieg zur Verfügung: „Ich hoffe du oft schreibst von alles in der Heimat

gibt, den hier in Graben hört man nichts.“ Eine solche Beschäftigung mit Ereignissen aus der Heimat dient als Möglichkeit, die gegenwärtige Lebenslage als ein vorübergehendes und damit überwindbares Schicksal anzusehen.

Heimaturlaub bot Soldaten ebenfalls eine Möglichkeit, die räumliche Distanz für kurze Zeit zu überwinden und am sozialen Leben zuhause teilzunehmen. Das erklärt auch, warum die Planung der Einreichung von Urlaubsgesuchen einen so großen Teil der Feldpostbriefe und -karten Heinrich Echtermeyers einnimmt: „*Urlaub werde ich sofort wohl nicht kommen den es geht die Reihe nach, und dann bin ich noch nicht daran. Bitte Euch schreibest mal bei Euch Neues gibt*“. Der Wunsch nach einem Heimaturlaub ist bei ihm häufig mit der Forderung nach Informationen aus der Heimat verbunden, da sich Heinrich Echtermeyer sowohl um seine Familie als auch um seinen Hof sorgte. Deshalb wies er seinen Bruder an, Urlaubsgesuche nach Erntezeiten zu planen.

Neben der Heimat finden sich zahlreiche Wetter- und Naturbeschreibungen in Echtermeyers Briefen. So schreibt er „*[h]ier ist jetzt gutes Wetter, und hier ist auch guter Boden*“ oder stellt fest: „*Das Wetter ist hier jetzt schlecht. So Naß, Kalt.*“ Nicht nur die Beschreibung des Wetters, sondern auch die Charakteristik der Landschaft erscheinen dabei zunächst trivial, doch wohnt diesen eine tiefergehende Bedeutung inne: Einerseits war die Wetterlage für Soldaten an der Front außerordentlich wichtig für ihre Gesundheit, da die Soldaten in den Schützengräben sowie auf dem Feld der Witterung ausgesetzt waren. In diesem Zusammenhang stellten die Wetterbedingungen auch einen relevanten Faktor für die Stimmung innerhalb eines Regiments dar. Bei Echtermeyer klingt das beispielsweise so: „*Hier ist durch weg gutes Wetter, wenig Regen, und das ist für uns, hier im Graben viel wert*“. Andererseits zeigt die Beschreibung der Bodenbeschaffenheit, dass Echtermeyer zwar Soldat sein musste, sich in seiner Wahrnehmung von Natur und Wetterlage jedoch stets der Landwirt bemerkbar macht.

Häufig schildert er das Wetter, ohne auf das Kriegsgeschehen an der Ostfront näher einzugehen. Es ist vorstellbar, dass diesen Wetterbeschreibungen eine psychologische wie soziale Funktion innewohnt, ist es Echtermeyer doch anhand ihrer möglich, seinen Frontalltag zu schildern, ohne sich über etwaige eigene traumatische Kriegserfahrungen zu äußern oder sich schriftlich mit ihnen auseinandersetzen zu müssen. Schreibt er hingegen doch einmal über den Krieg und seine damit verbundenen Gefühle, geschieht dies eher versteckt. Die wenigen Male, in denen er über solche Fronterlebnisse spricht, wirken eher distanziert:

„*Ein Krieg ist doch schrecklich für die die Mannschaften die da in Felde sind, und die Gegend wo er abgehalten wird, alles verwüstet bleib fast kein Gebäude stehen. Traurig wenn man sieht viel die Bewohner flüchten müßen. Wie mir an kamen* ▶

in die Gegend von Kowel wovon auch noch welche die ge-
flüchtet waren sieht traurig aus, haben dann nicht keine Unter-
kunft.“

Es ist – wenn überhaupt – zumeist das Leid der anderen, das er be-
schreibt. So ist es Echtermeyer möglich, über den Krieg zu schreiben, ohne
eine emotionale Distanz zwischen ihm und seiner Familie in der Heimat
hervorzurufen.

Bei genauerer Betrachtung der von Echtermeyer in seinen Feldpost-
briefen und -karten verwendeten Abschiedsformeln lässt sich auch eine
Veränderung seiner Kriegswahrnehmung erkennen. Dies zeigt beispiels-
weise ein Feldpostbrief vom 12. April 1917: „[...] und wollen hoffen
das ich bald aus Graben komme, und das der Elende Krieg bald
zu Ende geht“. Hier schreibt Heinrich Echtermeyer zum ersten Mal von
einem „elenden Krieg“, während er zuvor nur den Terminus Krieg ohne ein
bewertendes Adjektiv verwendete. In nahezu allen Briefen formuliert er
zum Abschluss, wie sehr er hoffe, der Krieg möge bald ein Ende nehmen.

SMARTE SUCHT WENN DAS HANDY DEIN LEBEN BESTIMMT

TEXT UND ILLUSTRATION VON DOMINIQUE DA SILVA

Auf dem Weg zur Uni, zum Job oder nach Hause sieht man häufig
Menschen in öffentlichen Verkehrsmitteln oder auf der Straße, die auf ihre
Handydisplays starren, scrollen oder tippen. Smombies nennt sie der Kriti-
ker: halb Smartphone, halb Zombies. Neigt der Akku sich langsam dem
Ende zu, wird nicht davor gescheut, selbst in Gesellschaft nach einem La-
degerät zu fragen. Die Freizeitplanung geschieht nur noch in entsprechen-
den Whatsapp-Gruppen und via Instagramm-App wird gestalkt und sein
eigenes Leben mit lustigen #Hashtags versehen. Klar ist das vielleicht
überspitzt formuliert und trifft sicherlich nicht auf jeden zu, aber auch bei
der Mehrheit aller Studierenden, so scheint es, ist das Smartphone aus
dem Alltag einfach nicht mehr wegzudenken.

Als handysüchtig gilt, wer sein Handy oder Smartphone mehr als 60-
mal am Tag nutzt. Wie die Marktforschungs-Experten von Flurry herausge-
funden haben, sind weltweit 176 Millionen Menschen von Handysucht
betroffen.

Tatsächlich spielen sich bei der Smartphonennutzung im Hirn des Nut-
zers ähnliche Dinge ab wie bei Glücksspielern. Der Informatiker Alexander
Markowetz erklärt es für Welt Online wie folgt: „Ich führe eine Handlung
aus, und dann gibt es eine Überraschung.“ Das kann eine neue Nachricht
im Chat sein, News, Zerstreuung oder sonst etwas, das in uns meist Freude
und Bedürfnisbefriedigung auslöst. Laut Markowetz schüttet unser Gehirn
dabei das Glückshormon Dopamin aus, was dafür sorgt, dass wir immer
wieder zum Handy greifen.

„Ne, ich bin doch nicht handysüchtig“, denkt sich der gemeine Studie-
rende. Vielleicht nicht gleich „süchtig“ im herkömmlichen Sinne, aber
macht doch mal den simplen Selbstversuch (wie SSP-Redakteurin Nicole):
Wie oft schaut ihr von morgens (ab Snoozen des Weckers) bis zum Schla-
fengehen (einschließlich Gute-Nacht-Whatsapp an den Liebsten/die Liebs-
te) auf euer Smartphone? Das Ergebnis hat schon so manchen umgehauen
und realisieren lassen, dass das smarte Telefon eine wichtigere Rolle in
unseren Leben spielt, als uns eigentlich so richtig bewusst ist. Sorgen soll-
te man sich vor allem dann machen, wenn man Tätigkeiten mit Freunden
und Familie oder persönliche Hobbies stets unterbricht, um mal wieder
aufs Display zu schauen.

Von einem „elenden Krieg“ oder Elend, das durch den Krieg hervorgerufen
wurde, ist dabei allerdings lediglich in fünf von insgesamt 58 Briefen und
Postkarten die Rede. In diesen Feldpostbriefen, der erste aus dem April
1917, wird eine Veränderung der Stimmung Echtermeyers erkennbar, an
der er auch seinen Bruder in der Heimat teilhaben lässt. Einmal mehr zeigt
sich: Er gibt zwar seinen Emotionen Freiraum, ohne dabei jedoch detailliert
auf Ereignisse an der Ostfront einzugehen, die seine Veränderung hervor-
gerufen haben könnten.

Ein tiefergehender Blick auf die nur vermeintlich trivialen Themen in
Feldpostbriefen – das Lesen zwischen den Zeilen – erweist sich für Histori-
ker als unverzichtbar, können doch Feldpostsendungen wichtige Informati-
onen zu sozialen und psychologischen Kommunikationsabläufen während
des Kriegsalltages liefern, selbst wenn es auf den ersten Blick nicht so
aussieht. ■

Wie ist der vermeintliche Teufelskreis nun zu durchbrechen? Einfach
mal das Handy ausmachen (wie SSP-Redakteur Kevin, der auf ein altes
Handy umgestiegen ist) – klingt einfach, ist aber aus eigener Erfahrung
unglaublich schwer. Stellvertretend für Whatsapp mal wieder jemanden
anrufen oder statt sich mit dem Handy die Langeweile oder Wartezeiten zu
vertreiben im Bus, in der S-Bahn oder im Zug oldschool ein gutes Buch le-
sen. Anstelle der Handyfunktion kann man einen klassischen Wecker nut-
zen und statt in die Hosen- oder Jackentasche das Handy mal in der Tasche
lassen, um eine Nutzung aus Gewohnheit umständlicher zu machen. Testet
euch doch selbst mal aus, wie sehr euer Handy euer Leben bestimmt und
wie es sich anfühlt, wenn ihr es einen Tag lang mal zuhause lasst. Was habt
ihr verpasst, aber was habt ihr gewonnen? Letzten Endes ist es mit dem
Smartphone doch wie mit allem im Leben: Es zählt die richtige Balance.
Zwischen Teilhabe und Erreichbarkeit, aber auch hinsichtlich des realen
Lebens und echten Erfahrungen. ■



MEIN HANDY UND ICH – EINE LIEBESGESCHICHTE?

TEXT, BILD UND GRAFIK VON NICOLE REINFELD

ILLUSTRATION VON MENS0 VON EHRENSTEIN

Liebstes Handy,
ich glaube, ich habe Dir noch nie gesagt, wie sehr ich Dich
brauche.

Du weckst mich morgens mit meinem liebsten Klingelton.
Dann zeigst Du mir innerhalb weniger Sekunden, ob Du in der
Nacht – während ich einfach geschlafen habe – neue Nach-
richten und E-Mails für mich empfangen hast. Stehe ich unter
der Dusche, verwöhnst Du mich mit Musik. Frage ich: "Hey Siri,
wie wird das Wetter heute?" – gibst Du mir Auskunft, ob ich
die Regenhose einpacken soll oder nicht. Schwinge ich mich
dann auf mein Rad, spielst Du mein Hörbuch ab und speicherst,
sobald ich bei der Arbeit oder am Hörsaal ankomme, den aktu-
ellen Stand ab.

Ist die Vorlesung langweilig, eröffnest Du mir eine Vielzahl
an Möglichkeiten: Nachrichten lesen, Spiele spielen, Facebook
oder Whatsapp checken. Weiß ich nicht mehr, was als Nächstes
auf meinem Stundenplan steht, hilfst Du mir mit meinem Ka-
lender aus. Wenn Jannes mich wegen einer Absprache für einen
SSP-Artikel erreichen möchte, leitest Du mir sein Sprachmemo
weiter. Falls mich jemand persönlich sprechen will, zeigst Du
mir das mit meinen Klingeltönen von den Minions. Ein Telefon
zu Hause habe ich schon lange nicht mehr. Ob Whatsapp-,
SMS- oder Telegram-Nachricht: Durch dich bin ich immer er-
reichbar und kann innerhalb von Minuten antworten. Herrlich!

Zu Hause auf dem Sofa zeigst du mir die Artikel an, die ich
über den Tag hinweg gespeichert habe oder startest meine ak-
tuelle Serie über Netflix auf dem Fernseher. Meine Fotos und
Erinnerungen synchronisierst Du, sobald unser WLAN in Reich-
weite ist. Du erleichterst mir den Alltag in jeder Minute. Beim
Kochen zeigst Du mir Rezepte (ist das Ergebnis gelungen, schi-
cke ich per Snapchat ein Bild weiter), meine Kinotickets kann
ich über Deine App buchen (solange mein Konto gedeckt ist –
was Du mir über die Sparkassen-App zeigst).

Wenn ich mit Bus und Bahn unterwegs bin, warnst Du
mich vor, falls der Zug Verspätung hat und während der Fahrt
bietetst Du den besten Zeitvertreib. Und wenn ich dann abends
wieder ins Bett falle, kann ich mir sicher sein, Du weckst mich
morgen auf jeden Fall wieder auf.

Dabei fällt mir auf: Ich kümmere eigentlich gar nicht so
sorgsam um Dich, zögere Updates hinaus, lasse Dich ab und an
fallen. Dein Vorgänger wurde mir sogar aus Unachtsamkeit aus
dem Fahrradkorb geklaut. Solltest Du kaputt oder verloren ge-
hen, wäre das einen Moment lang schon traurig – aber sei
nicht betrübt: iTunes hat über die Cloud eine Kopie von Dir auf
meinem Laptop gespeichert und sollte Dir einmal etwas passie-
ren, kaufe ich mir einfach ein neues Handy.

Deine Nutznießerin

Redaktionssitzung, Brainstorming für die nächste Aus-
gabe. Titelthema Sucht. „Handysucht gibt’s ja auch“, schlägt
jemand vor. Hm, aber bin ich süchtig nach meinem Handy?
Eigentlich nicht. Es hat sich zumindest noch niemand über
mein Nutzungsverhalten beschwert. Den Einfall, meinen
Handykonsum auszuwerten, finde ich nicht schlecht: Viel-
leicht kann ich etwas Zeit am Handy einsparen. Die App
„Moment“ soll mir dabei helfen. 14 Tage lang lasse ich sie
im Hintergrund laufen und die Minuten zählen, die mein
Smartphone am Tag in Benutzung ist und die Pickups – also
wie oft ich es aus der Tasche ziehe und die Tastensperre löse.

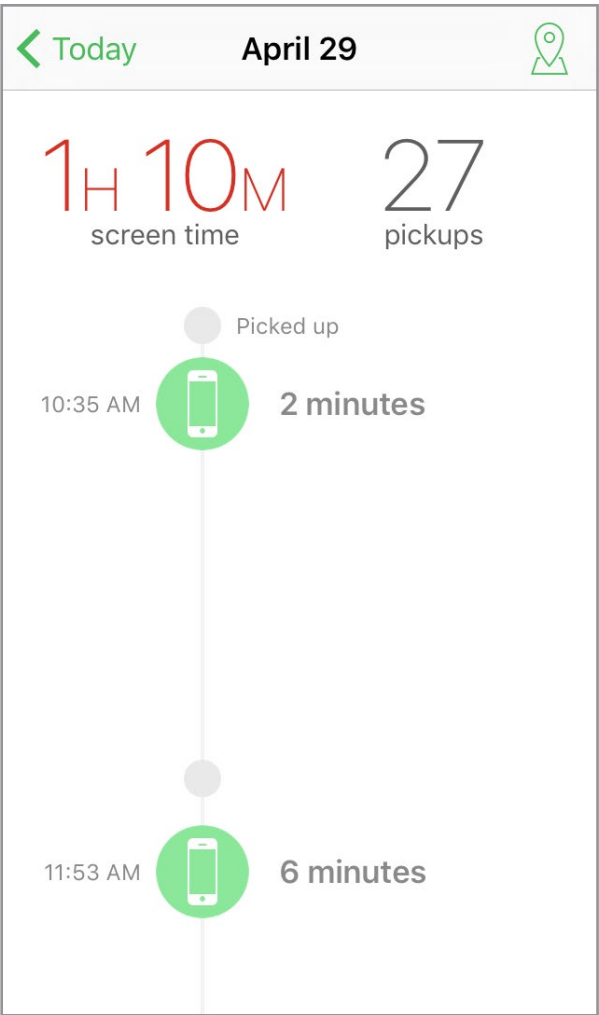
Von Montag (den 11.04.) bis Sonntag (den 24.04.) star-
te ich die Selbstevaluation. Direkt am Montag habe ich mein
Handy 192 Minuten benutzt – 64 Mal. Über einen Tagesver-
lauf kann ich sehen, wie lange ich es bei jedem Pickup ver-
wendet habe. In der grünen Kategorie werden alle Zeitab-
schnitte bis einschließlich acht Minuten festgehalten, in der
gelben Kategorie alles bis zu 17 Minuten und in der roten
Kategorie alle Zeiträume darüber hinaus. Das Tagesnut-
zungsverhalten teilt „Moment“ ebenfalls farblich ein: grün
bis 50 Minuten, gelb bis 1 Stunde und 10 Minuten, rot für
eine längere Dauer.



Bei mir ist fast jeder Tag rot. Insgesamt habe ich in den 14 Tagen mein Handy etwa 1700 Minuten lang in der Hand gehabt, 778 Mal (siehe Grafik). Davon waren allerdings nur 26 Pickups in der gelben und 13 in der roten Kategorie. Die längste Zeit, die ich am Bildschirm verbracht habe, waren 49 Minuten. In diesen 49 Minuten habe ich über den Webplayer einen Radiosender laufen lassen und die Bildschirmsperre nicht betätigt. Nebenbei stand ich in der Küche am Herd, habe ab und an auf mein Rezept bei chefkoch.de gelinst und so verhindert, dass der Bildschirm wieder dunkel wird. Nach 49 Minuten war mein Wokgericht inklusive Nachspeise fertig – die Zeit am Handy also keine Zeitverschwendung.

Auch bei den anderen längeren Pickups habe ich meist sinnvolle Tätigkeiten erledigt. In den 24 Minuten am Samstag habe ich für eine Stadtführung recherchiert, 48 Minuten am Sonntag nach dem Tatort meine gespeicherten Zeitungsartikel aus der Woche gelesen, 13 Minuten während des Tutoriums habe ich gedaddelt – aber es war auch wirklich nicht spannend.

Dass ich oft auch nur für zwei Minuten auf mein Handy schaue, ist mir schon vor dem Experiment bewusst gewesen. Ich bin gerne allzeit verfügbar und gut organisiert – mein Smartphone erleichtert mir oft meinen Alltag. Was mich allerdings bei meiner Auswertung verwundert, ist wie schnell sich diese kleinen Minuten summieren. 739 Mal habe ich in 14 Tagen einfach immer nur kurz auf mein Handy geschaut: meistens nur für zwei Minuten. Die App schlägt mir vor, tägliche Limits zu setzen, um „zurück in mein Leben zu finden“. Freunde sind überrascht und halten meine täglichen Minuten am Handy für gar nicht so lang. Auch ich habe nicht den Eindruck, zurück in mein Leben finden zu müssen. Stecke ich nicht mitten drin?



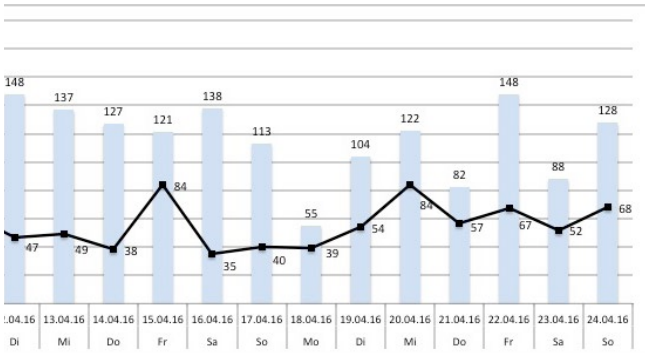
Insgesamt bin ich zufrieden: Ohne mein Handy, würde ich im Chaos meiner Termine versinken. Wenn ich es an habe, nutze ich es meist auch ziemlich effizient. Gut – bei einer langweiligen Vorlesung könnte ich die Zeit zu Hause natürlich noch besser nutzen als am Handy. Aber wenn nach 20 Minuten der trockene oder bereits bekannte Teil übersprungen ist, bin ich doch glücklich geblieben zu sein. Es ist ja auch nicht so, dass ich aus dem wahren Leben in ein virtuelles abtauche: Sich kurz nach Freunden zu erkundigen, Sprachnachrichten zu schicken oder Nachrichten zu schreiben sind heute Arten von Kommunikation, die – meiner Meinung nach – genauso wichtig geworden sind, wie das persönliche Gespräch. Und wenn die zwei Minuten am Handy, bei denen ich noch mal nach der Adresse frage oder das nächste Tatort-Rudelgucken plane, mich schneller wieder zu meinen Freunden bringt, dann werde ich meine Zeit am Handy auch nicht reduzieren. Es ist zwar keine Liebesbeziehung – aber ohne mein Smartphone würde mir doch etwas fehlen. ■

Links

Für den 29. April zeigt mir Moment diese Übersicht

Unten

Handnutzung in Minuten und Anzahl der Pickups



KNÖPFE STATT TOUCHSCREEN: EINE WOCHEN KALTER ENTZUG

TEXT VON KEVIN HELFER

Redaktionssitzung, Brainstorming für die nächste Ausgabe. Titelthema Sucht. „Handysucht gibt’s ja auch“, schlägt jemand vor. Ich darauf: „Man könnte einen Selbstversuch machen: eine Woche ohne Smartphone.“ Und ohne wirklich nachzudenken, setze ich sofort hinterher: „Ich probier das mal aus!“ Eine Woche mit einem alten Knochen, der nur SMS und Telefon kann. Nach der Sitzung denke ich: „Oje, was habe ich mir denn da eingebrockt?“

Vorab

Ich glaube eigentlich nicht, dass ich handysüchtig bin. Aber mal ehrlich: Wie oft schaut man einfach nur so auf sein Handy? Ist das schon Sucht? Viel wichtiger sind für mich aber die praktischen Fragen: Wie wird die Kommunikation nächste Woche klappen? Welche Nummern brauche ich auf dem Ersatzhandy? Was ist mit meinem Kalender?

Sonntag

Wenige Tage später. Vor mir liegt das rund sechs Jahre alte Handy, das ich mir ausgeliehen habe und erst einmal aufladen muss. Aber schließlich springt das Gerät doch wieder an und mir strahlt ein verpixelter weißer Strand entgegen. Also noch schnell ein paar Abschiedsbotschaften bei Whatsapp verschicken: Ab sofort bin ich nur noch per SMS erreichbar. Smartphone aus, SIM-Karte ins andere Gerät und los geht’s. Vor dem Einschlafen überlege ich noch, wie der Schauspieler in dem Film heißt, den ich zuvor gesehen habe. Es bleibt ein Rätsel, denn googlen geht nicht.

Montag

Das erste Problem ergibt sich direkt nach dem Aufstehen. Was ziehe ich an? Es ist zwar sonnig, aber wie warm wird es heute und gibt es später noch Regen? In Ermangelung meiner Wetter-App entscheide ich mich für kurze Hose und T-Shirt. Etwas zu optimistisch, wie sich im Laufe des Tages herausstellt. Ansonsten ist es sehr angenehm, ohne jede Ablenkung arbeiten zu können. Denn die wenigen Leute, die ich über mein Experiment informiert habe, sehen offenbar keine Notwendigkeit, mir SMS zu schicken. Und alle anderen Nachrichten sammeln sich irgendwo im Nirgendwo.

Dienstag

Interview-Termin im AStA: Ich will mit dem Vorsitzenden über das neue Semesterticket reden (siehe Seite 34). Wir beschließen spontan, in ein nahegelegenes Café zu gehen. Problem dabei: Eigentlich sollte noch eine Fotografin kommen, ihre Nummer habe ich aber nicht in meinem Handy. Wie hat man nur früher spontan Termine verschoben? Aber irgendwie klappt es dann am Ende doch noch völlig unkompliziert mit dem Foto.

Mittwoch

Zum ersten Mal bekomme ich am Rande etwas von irgendeiner Diskussion in der Whatsapp-Gruppe unseres Semesters mit. Ich wundere mich kurz über die Irrelevanz und verrichte weiter mein Tagewerk. Abends bin ich alleine mit dem Bus unterwegs. Normalerweise würde ich jetzt Nachrichten lesen oder sonst irgendetwas auf dem Smartphone daddeln. Heute studiere ich den Liniennetzplan und lausche dem Gebrabbel eines Zweijährigen, der neben mir sitzt. Auch entspannend.

Donnerstag

Immer mehr Leute bekommen mein Experiment mit. Eine Freundin hat mich offenbar schon vor ein paar Tagen bei Whatsapp gefragt, ob sie mein altes Spanisch-Buch kaufen könnte. Mittlerweile hat sie aber schon anderswo eines her. Jemand anderes fragt mich verwirrt per E-Mail, ob ich eine neue Handynummer hätte. Und ein weiterer Freund macht sich einen Spaß daraus, mir den ganzen Abend sinnlose Nachrichten auf mein ausgeschaltetes Handy zu schicken.

Freitag

Wochenende! Nur was tun mit dem Abend? Normalerweise würde ein Blick in eine der vielen Whatsapp-Gruppen genügen, um eine Aktivität zu finden. Aber auch ein paar SMS verhelfen mir zu einem netten Freitagabend.

Samstag

Es gilt das Interview von Dienstag zu transkribieren. Das Aufnehmen war mit dem alten Knochen kein Problem, aber die Abspielfunktion ist offenbar nicht aus diesem Jahrtausend. Es gibt nur Play und Pause – kein Vor- oder Zurückspulen. Das heißt, wenn ich etwas nicht verstanden habe, muss ich ganz von vorne anfangen. Kurz überlege ich, fast am Ende doch noch zu mogeln und die Datei einfach auf mein Smartphone zu ziehen, entscheide mich dann aber doch für den schwierigen Weg. Ganz oder gar nicht!

Wieder Sonntag

Die Woche ist vorüber und die SIM-Karte wird wieder getauscht. Ich bin diese Woche mit rund zwanzig SMS ausgekommen (und musste den Akku nicht einziges Mal laden). Jetzt bin ich gespannt, wie viele Nachrichten sich in den letzten Tagen auf meinem Smartphone angesammelt haben. Einschalten, das Gerät bimmelt am laufenden Band und hört quasi gar nicht mehr auf zu vibrieren. Am Ende sind es 258 Nachrichten. Davon exakt zwei, die ich beantworte. Einige der Absender haben mich schon auf anderem Wege kontaktiert. Der große Rest ist Spam aus irgendwelchen Gruppen. Irgendetwas verpasst habe ich offenbar nicht.

Fazit

Nein, handysüchtig bin ich nicht. Ich habe in der ganzen Woche nur ein einziges Mal aus Reflex ohne Grund zu meinem Handy gegriffen. Und auch sonst haben mir Whatsapp und Co nicht besonders gefehlt. Gleichzeitig bin ich um eine Erfahrung reicher: Das Leben ohne Smartphone ist definitiv möglich. Es ist zwar in vielerlei Hinsicht viel entspannter, aber eben auch deutlich unpraktischer. ■

5 FRAGEN AN... JUTTA MATUSCHEK (SUCHTBERATUNG DES UKM)

INTERVIEW VON ANNA PUZIO UND JANNES TATJES

Jutta Matuschek ist Diplom-Sozialarbeiterin und berät das Universitätsklinikum Münster und dessen Vertragspartner, wenn betroffene Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in eine Sucht geraten. Sucht müsse differenziert betrachtet werden und sei immer individuell, sagt sie.

SSP: Wie definieren Sie Sucht und wie behandelt man sie?

JM: Eine Person kann von dem Moment an als süchtig betrachtet werden, wenn sie sich ihr Wohlbefinden ohne diese Substanz nicht mehr vorstellen kann. Man spricht dann von einer Abhängigkeit. Zunächst sollte versucht werden, dass ein substanzfreier Zustand geschaffen wird. Das ist die sogenannte Entgiftung. Der Körper wird dadurch von der Substanz entlastet. Im nüchternen Zustand wird nach Ursachen gesucht, die in der Regel in einem psychischen Zusammenhang stehen. Wir versuchen, mit den Klienten an den Ursachen zu arbeiten, um diese zu beseitigen oder zumindest, um einen gesünderen Umgang mit dieser Substanz zu erreichen.

SSP: Genuss und Sucht liegen immer sehr nah aneinander. Ich würde mal behaupten: Unsere Generation trinkt mindestens einmal in der Woche Alkohol. Ist das schon eine Sucht? Wie lässt sich Genuss von Sucht abgrenzen?

JM: Rund zehn Prozent der Deutschen sind nach einer Substanz oder einem Zustand süchtig. Die Dunkelziffer der Süchtigen liegt aber sicherlich höher. Wenn man nun dieses eine Mal Alkoholtrinken in der Woche nicht bekommt und es ein körperliches Unbehagen auslöst, kann durchaus von einer Sucht gesprochen werden.

Genuss hingegen ist etwas, was freiwillig und bewusst geschieht. Wenn ich mich entscheide, heute Abend ein Glas Wein zu trinken, weil ich den Geschmack gerne mag oder es mir zu einem bestimmten Essen vorstellen kann, dann bewege ich mich im Bereich Genuss. Immer dann, wenn es mir nicht so leicht fällt, auf dieses Glas Wein zu verzichten, wird es bedenklich.

SSP: Werden Süchte in unserer Gesellschaft durch das heutige Arbeitsleben gefördert? Wenn man beispielsweise Medikamente nehmen muss, um durch den Arbeitstag zu kommen?

JM: Ja, das ist gerade im Gesundheitswesen der Fall, weil die Verfügbarkeit eine ganz andere ist. Man kommt schneller an Medikamente heran, als wenn man in der Autoindustrie arbeitet. So kommt man eher dazu, eine Tablette zu nehmen, um weiter arbeiten zu können, weil zum Beispiel die Rückenschmerzen zu stark sind, aber zu wenig Personal da ist und es scheint, als könnte ich mir keine Pause erlauben. Ich glaube, dass wir im Arbeitsleben zurzeit einen hohen Druck erfahren, egal in welchem Bereich. Menschen suchen Wege, um mit diesem Druck klar zu kommen. Ich kann aber nicht einschätzen, ob dies nun wirklich Ursache für süchtiges Verhalten ist.

SSP: Wie kann man Sucht am besten verhindern? Oder gibt es Menschen, die grundsätzlich anfälliger für Suchtverhalten sind als andere?

JM: Es gibt so etwas wie Modelllernen: Wenn ich in einem Umfeld aufgewachsen bin, in dem Probleme mit süchtigem Verhalten beantwortet wurden, bin ich auch selber eher dazu geneigt, mich genauso zu verhalten. Außerdem gibt es Diskussionen über genetische Vorbedingungen. Da gehen die Meinungen allerdings auseinander. Es gibt Situationen, in denen psychische Instabilitäten vorkommen wie in Drucksituationen, bei Sterbefällen oder Unfällen. Das sind Momente, in denen eine Person große emotionale und psychische Bewegungen kompensieren muss. In einer solchen Situation sind viele Menschen verführbar, sich mit bestimmten Verhaltensweisen oder Stoffen zuzudröhnen. Verhindern kann man Süchte also am besten, indem man für psychische Stabilität sorgt. Der Fokus muss auf psychischer Gesundheit liegen – auf Entspannung, Stressbewältigung, Strategieentwicklung, um mit den Anforderungen des Alltags klar zu kommen oder, um mit Schicksalsschlägen fertig zu werden. Hierzu Angebote zu machen, ist eine hilfreiche Präventionsmaßnahme.

SSP: Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, rückfällig zu werden?

JM: Das kommt leider sehr oft vor. Ich schätze, dass ungefähr 70 Prozent der Menschen, die zu mir in die Suchtberatung kommen, wieder rückfällig werden. Es gibt Menschen, die sehr schnell wieder süchtig werden. Andere wiederum bleiben über viele Jahre hinweg stabil und fallen wegen ein schlimmes Erlebnis zurück in die Sucht.



Jutta Matuschek bei der Arbeit

SSP

5 FRAGEN AN ...

In jeder Ausgabe wird passend zum Titelthema eine Person aus dem Umfeld der Universität Münster interviewt. Fünf Fragen, fünf Antworten.

IM SPIELRAUSCH ÜBER DIE SUCHT NACH DEM RISIKO

TEXT VON GERRIT PHILIPPS

Es ist Wochenende, die Spannung fällt ab. Als ich zu Hause bin, checke ich kurz die Quoten und gebe eine Kombi-Wette auf verschiedene Bundesligaspiele ab. Ich mache das nicht sehr regelmäßig, gewinne fast nie. Aber warum mache ich es überhaupt? Kaum einer kann nachvollziehen, was mir gelegentliches Wetten gibt. Eher werde ich darauf hingewiesen, wie unwahrscheinlich der Gewinn des Wettscheins sei. Aber das weiß ich selbst. Der Gewinn ist für mich nicht der Zweck. Der Weg dorthin ist das Ziel. Die Möglichkeit des Gewinns ist für mich lediglich Mittel zum Zweck der Hoffnung auf den Gewinn und damit des Risikos, der Spannung, des Thrills. Ich spiele, um zu spielen, nicht um zu gewinnen.

Doch süchtig zu werden nach dieser Hoffnung und letztendlich dem Spiel, ist für mich kaum vorstellbar. Um mehr über das Phänomen Spielsucht zu erfahren, habe ich mich deshalb mit jemandem getroffen, der dieser Krankheit täglich begegnet: Werner Hassolt von der Suchtberatungsstelle des Caritasverbandes der Stadt Münster.

Von Fast-Gewinn zu Fast-Gewinn

Als ich ihn zu Beginn etwas unwissend nach dem Suchtpotenzial des Spielens frage, entgegnet mir der Suchtberater, dass man zunächst das Wort „spielen“ in diesem Kontext definieren müsse. Denn Spielen ist nicht gleich Spielen. Zumindest nicht im Deutschen. Die englische Sprache differenziert „Spielen“ stärker. Für das kindliche Spielen oder das Spielespielen verwendet man „play“. Für das Glücksspiel, um das es hier gehen soll, würde man auf „gamble“ zurückgreifen. Was aber macht das „Gambling“, das Glücksspiel so gefährlich? Wo liegt dessen Suchtpotenzial?

„Das Tempo spielt hier eine wichtige Rolle“, so Hassolt. Tempo meine hier Spielfrequenz, also die Zeit zwischen zwei Spielen, sowie die Dauer eines Spiels. Beide hätten sich in den vergangenen Jahren rasant entwickelt. Häufig würden Spieler an verschiedenen Automaten gleichzeitig spielen, sodass während des Endes eines Spiels ein weiteres noch laufe. Bis dieses dann ebenfalls beendet ist, laufe das andere bereits wieder. So, das ist keine höhere Mathematik, ist die Dauer zwischen den Spielen gleich Null, da permanent irgendein Spiel läuft. Der Spieler surft dadurch auf einer Adrenalin-Welle von Fast-Gewinn zu Fast-Gewinn, welche jeden Gedanken daran zu verlieren, und damit die Enttäuschung, schlichtweg überschwappt. Die Zeitspanne des Verlusterlebens wird minimal.

Außerdem habe sich die Dauer eines Spiels (am Automaten) deutlich verkürzt. Die kurze Spieldauer begründe auch das höhere Suchtpotenzial des Spielens an Geldspielautomaten im Vergleich zu Lotto oder Internet-Sportwetten. Bei letzteren ist die Zeitspanne zwischen dem Einsatz und dem Spielergebnis in der Regel deutlich größer. Dies habe einen entscheidenden Einfluss auf den Belohnungscharakter des Spiels. So erhöht sich beispielsweise laut einer deutschen Studie aus dem Jahr 2014 das Risiko einer Glücksspielsucht bei Jugendlichen beim Spielen an Geldspielautomaten um den Faktor 23, beim Wetten auf Sportereignisse im Internet dreifach es sich bloß. Das Suchtpotenzial werde außerdem durch eine höhere Gewinnwahrscheinlichkeit, die voranschreitende Digitalisierung und damit die Möglichkeit, immer und überall online zu spielen, sowie die Art des Einsatzes gesteigert. Spielgeld in Spielotheken oder Casinos und Online-Glücksspiel beispielsweise verhindern bzw. mindern das haptische Erfahren des Verlustes und beeinflussen so das Gefühl für die Höhe von Einsatz und Verlust.

„Den Spielsüchtigen“ gibt es nicht – aber Risikogruppen

Als wir über die Ursachen von Spielsucht sprechen, stellt Werner Hassolt zunächst klar: „Den Spielsüchtigen gibt es nicht!“ Spielsucht könne jeden treffen und es gäbe unzählbar viele Formen. Beispielsweise kä-



men auch Studierende zu ihm, die sich ihr Studium durch Online-Poker anstatt durch einen Nebenjob finanzieren wollten und dort erlittene Verluste dann in Casinos versuchten, wieder auszugleichen.

Und auch, wenn es den typischen Fall nicht gibt, beinhaltet gerade dieses Beispiel einige Aspekte, die häufiger auftauchen. Weiterhin bemüht, Generalisierungen zu vermeiden, berichtet der Suchtberater, dass die Geschichte vieler Süchtiger mit einem Erstgewinn beginne. Dieses Gefühl der Begeisterung durch das verhältnismäßig sehr schnelle Geld merke sich der Körper. Oft wohl auch, weil die Begeisterung für ihn ungewohnt geworden ist. In vielen Fällen nämlich fülle der Reiz des Spiels eine innere Leere des Spielers aus, die zum Beispiel durch Alltagstristesse oder Erfolglosigkeit entstehen könne. Die Spannung des Spiels ersetze also die Spannung im echten Leben. In der Spielhalle ist der Spieler plötzlich (wieder) am Drücker – und zwar meistens am Start-Button für das nächste Spiel.

Auch wenn Menschen aus verschiedensten Alters- und Sozialschichten der Spielsucht verfallen können, seien statistische Risikofaktoren auszumachen, so Hassolt. Laut einer Studie von 2014 beispielsweise ist das Suchtrisiko bei jugendlichen unter Männern 16 mal höher als unter Frauen. Der Suchtberater der Caritas sieht dies in der männlichen Sozialisation begründet. Viele junge Männer sähen in ihrer eigenen ►

Risikofreudigkeit einen Indikator ihrer Potenz. Diese würde dann häufig zunächst in der Gruppe unter Beweis gestellt, mit der Zeit steige jedoch so die Risikobereitschaft weiter an. Irgendwann ginge dann der Spieler allein spielen. Da sich in praktisch allen Fällen die Regel „letztendlich gewinnt die Spielbank“ bestätige, komme es dann zwangsläufig zu Geldverlusten und anschließend oft zum sogenannten Chasing: Dem Versuch, die Verluste mit weiterem Glücksspiel auszugleichen. Spätestens an diesem Punkt werde es häufig kritisch. Werner Hassolt betont, dass natürlich auch Frauen spielten. Diese hätten allerdings häufig andere Beweggründe, wie die Überwindung von Depressionen, und spielten in der Regel mit geringeren Einsätzen, aber dafür länger. Frei von der Gefahr der Spielsucht seien auch sie natürlich nicht. Statistisch gesehen bilden Menschen mit Migrationshintergrund zudem eine weitere Risikogruppe. Er erhöht das Risiko, in die Spielsucht abzurutschen um den Faktor fünf. Misslingt zudem die Integration in der Herkunfts- oder der Neukultur, ist das Risiko noch 26 mal größer. Die Studie verrät uns außerdem, dass ein sechzehnfaches Risiko besteht, wenn ein weiteres Familienmitglied regelmäßig spielt.



Diskret, teuer und schwer zu verhindern

Bezüglich der Folgen erklärt der Suchtberater Hassolt, dass auch die Glücksspielsucht, wie fast jede Sucht, mit einem Kontrollverlust einherginge und trotzdem für das Umfeld häufig erstaunlich lange unbemerkt bliebe. Und genau darin liegt die Tragik. Es kommt seltener unmittelbar zu einer sozialen Vereinsamung als beispielsweise bei einer Alkohol- oder Drogenabhängigkeit, da Spielsucht, zumindest anfangs, verhältnismäßig diskret ist: Der Süchtige hat beispielsweise keine Alkoholfahne und muss sich keine illegalen Substanzen beschaffen. Der Aufwand für den Spieler, um die Sucht zu befriedigen und geheimzuhalten, ist verhältnismäßig gering. Als wir dann über die finanziellen Folgen sprechen, greift Hassolt aber auf den Superlativ zurück, denn Spielsucht sei so ziemlich die teuerste Sucht, der man verfallen könne. Durch die massive Störung im Umgang mit Geld komme es auf Dauer zu großen Verlusten und Schulden – und damit auch irgendwann zum Zerfall der Diskretion. Darauf würden oft weitere soziale Probleme, wie Vereinsamung oder der Verlust des Arbeitsplatzes, folgen. Karl Marx stellte einst, wenn er sich auch auf eine andere Form des Spielens bezog, die Gleichung „Nur Arbeit und kein Spiel macht dumm“ auf. Nur Glücksspiel und keine Arbeit macht aber eben pleite – und führt häufig zur Verzweiflung. So sei laut Hassolt auch die Suizidrate unter Spielsüchtigen relativ hoch.

Laut einer BZgA-Studie aus dem Jahr 2013 wiesen 0,82 % der Deutschen ein pathologisches oder problematisches Glücksspielverhalten auf. Diese Quote war signifikant höher als noch 2007 (ca. 0,6 %).

Auch in Münster stieg die Anzahl der Beratungsanfragen im Bereich Glücksspielsucht (von Betroffenen oder Angehörigen) von 24 im Jahr 2007 auf 118 in 2013. Hassolt erklärt dies vor allem mit der größeren Menge an Spielmöglichkeiten. Zwar bliebe die Zahl der Spielhallen schon seit Jahren konstant, deren Größe nehme aber dramatisch zu.

Hier sieht der Suchtberater auch eine, wenn nicht gar die einzig zuverlässige, Chance, dem Risiko der Spielsucht entgegen zu wirken. Es müssten auf gesetzlichem Wege Spielmöglichkeiten eingeschränkt werden. Zwar gäbe es auch andere Präventionsmaßnahmen, die vom Spieler selbst ausgehen, wie die eigene Häufigkeit des Spielens zu begrenzen, sich Einsatz-Limits zu setzen, nicht alleine spielen zu gehen oder sein eigenes Spielverhalten generell zu reflektieren. Die Realität zeige jedoch, dass alle diese selbstinitiierten Versuche der Suchtprävention ohne externe Hilfe relativ wirkungslos bleiben.

Letztendlich verliert man

Schon die geringe Erfolgswahrscheinlichkeit der Selbstreflexion als Präventionsmaßnahme lässt erahnen, dass es wohl nur den wenigsten Betroffenen gelingen mag, ihre Sucht frühzeitig zu begreifen und sie sich selbst und anderen gegenüber einzugestehen. Dies bestätigen auch die Erfahrungen der Suchtberatung der Caritas in Münster. Die meisten (würden) die Inanspruchnahme professioneller Hilfe als eine Art letzte Instanz, bzw. die erste zuständige nach dem gescheiterten Versuch der Selbstheilung, betrachten und kämen daher erst zur Suchtberatung, wenn die Bank, Angehörige oder der Arbeitgeber ihnen ein Ultimatum setzen. In solchen Fällen werde zunächst anhand der Aussagen des Betroffenen über sein Spielverhalten überprüft, ob ein Fall von pathologischem Spielen vorliege. Dann müsse das Stadium der Krankheit identifiziert werden, um zwischen verschiedenen Therapiemöglichkeiten wählen zu können. Bei der folgenden Behandlung sei es besonders wichtig, dass die Selbstwahrnehmung des Betroffenen geschult wird. Nur so könnten die eigenen Impulse wirklich verstanden und nach alternativen Lösungs- und Belohnungsstrategien gesucht werden. Grundsätzlich seien zudem, so Hassolt, die Auseinandersetzung mit dem Umgang mit Geld und mit den eigenen Gefühlen sowie Transparenz, Offenheit und die Nachbetreuung wichtige Elemente einer Therapie von Glücksspielsucht. Auch das Umfeld sei bei der Bekämpfung der Erkrankung von Bedeutung und könne beispielsweise durch eine konsequente Haltung wichtigen Druck aufbauen. Der Kern des Problems liege allerdings im Spieler selbst und müsse auch in diesem und durch diesen überwunden werden. Jeder Spielsüchtige müsse daher unbedingt selbst eine Abstinenzentscheidung treffen.

Am Ende berichte ich dem Suchtberater etwas zaghaft von meinen eigenen Glücksspielerfahrungen. Er sagt, durchaus mit einem verhaltenen Grinsen, bei mir sei es wohl gut gelaufen, da die Erstgewinne ausgeblieben sind. Bei vielen anderen läuft es, so ironisch das klingen mag, schlechter: Die gewinnen anfangs viel und fallen der Illusion des schnellen, bequemen Geldes zum Opfer. Um finanziell beim Glücksspiel zu gewinnen, braucht es Glück, um dies auf Dauer zu schaffen, ein Wunder. Doch um dem Zocken auch psychisch Herr zu bleiben, braucht es oftmals mehr als nur Glück. Und die schon zuvor erwähnte Regel lässt sich daher auch aus der Sicht des Spielers formulieren: Letztendlich verliert man. ■

STADT MÜNSTER PRO CANNABISABGABE

TEXT VON MICHA GREIF („BÜRGERINITIATIVE HANFFREUNDE MÜNSTER“)

Am 16.09.2015 war es so weit: Der Stadtrat beschloss mit den Stimmen von SPD, Grünen, Piraten, ÖDP, Linken, FDP, UWG sowie der fraktionslosen Ratsmitglieder den Antrag für eine regulierte Cannabisabgabe im Rahmen eines wissenschaftlichen Modellprojekts. Das Vorhaben muss nun „nur“ noch vom Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) genehmigt werden.

Die Chancen für eine Genehmigung werden durch eine Initiative der schwarz-roten Bundesregierung deutlich erhöht. Hintergrund: Die BfArM hat die Verwendung von Cannabis als Medizin mittlerweile bei über 60 Diagnosen genehmigt. Da die Krankenkassen jedoch oft die Kostenerstattung des Arzneimittels verweigern, wurden mittlerweile zahlreiche Gerichtsurteile erstritten, die einigen staatlich anerkannten Cannabispatienten aufgrund Ihrer finanziellen Notlage ein Recht auf Eigenanbau einräumen. Offenbar in Folge dessen ist nun in relativ kurzer Zeit selbst die CSU zum Befürworter von Cannabis als Medizin geworden. Spätestens im Frühjahr 2017 soll ein Gesetz im Bundestag verabschiedet werden, mit dem eine staatliche Cannabisagentur zum kontrollierten Anbau und Vertrieb der Naturmedizin gegründet wird. Zudem sollen die Kosten zukünftig von den Kassen erstattet und der preisgünstige Eigenanbau somit unterbunden werden, da man den Patienten pauschal nicht genügend Fachkompetenz zutraut.

Aufgrund der stark ansteigenden Nachfrage nach Cannabis als Medizin ist es mittlerweile mehrfach zu Versorgungsengpässen bei den Apotheken gekommen. Dass Modellprojekt würde die Versorgung der Münsteraner Patienten sicherstellen und könnte mit dem Verkauf an Genusskonsumenten zudem zur florierenden Einnahmequelle für die klamme Kasse der Stadt Münster werden. Diese bereitet zurzeit mittels einer Planungsgruppe mehrere Veranstaltungen vor, bei denen die bundesweiten Experten zum Thema nach Münster geladen werden. Die Landwirte Tenhumberg in Warendorf haben bereits Ihre Bereitschaft erklärt, im Falle einer Genehmigung den Anbau zu übernehmen. Sie produzieren seit 2015 unter der Marke „Münsterland Hanf“ u. A. Hanftee & Honig aus regionalem Anbau.

Bundesweit sind mittlerweile 42 % der Bevölkerung für die Cannabislegalisierung, Tendenz stark steigend. Unsere 2014 gegründete Bürgerinitiative „Hanffreunde Münster“ ist laufend angewachsen, mittlerweile Ortsgruppe des Deutschen Hanfverbandes und auf dem Weg, ein eingetragener Verein zu werden. Wenn ihr mitmachen möchtet oder Fragen zum Thema habt, könnt ihr euch gerne sowohl per Facebook oder E-Mail (ortsgruppe-muenster@hanfverband.de) direkt an uns wenden. ■

GESUNDHEIT IST EIN MENSCHENRECHT

Deshalb hilft ÄRZTE OHNE GRENZEN in
rund 60 Ländern Menschen in Not –
ungeachtet ihrer Hautfarbe, Religion
oder politischen Überzeugung.

HELFEN SIE MIT!

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.

Am Köllnischen Park 1 • 10179 Berlin

www.aerzte-ohne-grenzen.de

Spendenkonto 97 0 97
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 370 205 00





„SHORE IST HEROIN?“

MIT DROGENGESCHICHTEN ZUM GRIMMEPREIS

INTERVIEW VON MARTIN WILMER

FOTOS VON PAUL LÜCKE UND VERLAG PIPER

Im Youtube-Format „Shore, Stein, Papier“ auf dem Kanal „zqnce“ erzählt Exjunkie \$ick seine Lebensgeschichte: Wie er mit fünfzehn anfängt, Heroin zu rauchen. Wie er nachts in Hannovers Innenstadt die Läden leerräumt. Wie er viermal für seine Taten im Knast landet. Authentisch und direkt schildert \$ick in Clips zwischen fünf und zwanzig Minuten genauso lustige Anekdoten wie ernste Gedanken. Vom Spaß am Turn oder der Freude am gelungenen Einbruch über den Selbstekel als er das erste Mal zur Spritze greift bis zum langen Kampf, die Drogen hinter sich zu lassen. Über eine Million mal wurde die erste Folge schon geklickt. Rund drei Jahre lang entstanden fast vierhundert Folgen der Serie, die sogar mit dem Grimme Online Award 2015 ausgezeichnet wurde. Über sein Leben mit der Sucht und die Arbeit an seinem Buch haben wir mit \$ick gesprochen.

SSP: Wie fing deine Geschichte an? Wie bist du süchtig geworden?

\$ick: Als ich 13 war sind wir nach Hannover umgezogen und ich habe mich mit dem Freund meiner Mutter gar nicht verstanden. Der hat mir ganz klar gesagt, dass ich bei ihm unerwünscht bin und so habe ich mich halt nach draußen orientiert. Ich hab da einen Jungen kennengelernt, der war damals, genau wie ich, neu an der Schule. Der ist von seiner alten Schule schon verwiesen worden wegen Randalen. Der hat wohl Vandalismus betrieben und irgendwas kaputtgemacht.

Der hat mich dann sozusagen in seinen Freundeskreis eingeführt, die damals auch alle schon gekifft haben. So fing das dann an, dass wir uns mit 13 schon fast jeden Tag die Eimer (eine Art Bong aus einer leeren Plastikflasche) reingehauen haben, meistens auf so einem Spielplatz. Aber durch den Freund hab ich auch meine erste Freundin kennengelernt und wegen der habe ich dann auch eine Zeit lang weniger gekifft. Die hatte da keinen Bock drauf und wir haben uns ständig deswegen gezoft. Auch an dem Abend, an dem ich das erste Mal Shore geraucht habe, hatten wir vorher Stress. Ich bin danach mit ein paar Jungs auf eine Party im Jugendzentrum gegangen. Plötzlich merke ich so, wie meine ganzen Kollegen alle weg sind. Ich dachte erst, die sind bestimmt draußen und kiffen. Die saßen dann allerdings alle im Waschraum auf dem Boden und hatten alle schon ihre Bleche (Alufolie auf der man Shore erhitzt) in der Hand. Da hab ich das erste Mal mitgeraucht, als ich gerade 15 war. Aber das Gefühl hat mich direkt so eingefangen, dass ich von da an jeden Tag geraucht habe bis zu meiner ersten Verhaftung.

SSP: Und wann hast du realisiert, dass du heroinsüchtig warst?

\$ick: Wirklich gemerkt habe ich es eigentlich erst nach zehn Monaten. Vorher waren die Abstände zwischen dem Rauchen wohl so kurz, dass ich die Entzugserscheinungen gar nicht richtig erkannt habe. Aber an dem Tag saß ich zufällig mit 'nem Altjunkie zusammen in der U-Bahnstation auf der Treppe. Wir haben beide da unser Blech geraucht und der guckte mich immer so komisch an. Irgendwann sagt er so: „Bist du nicht 'n bisschen jung?“ und ich wusste echt nicht, was er wollte. Dann meinte er, „ja, bist du nicht 'n bisschen jung für Herion?“ und da hab ich erst kapiert, dass Shore Heroin ist. Und dann war mir klar: Ich bin heroinsüchtig. Hat ja auch zu der Zeit noch viel Spaß gemacht. Eigentlich sogar bis zu meiner ersten Koksphase, die dann nach der ersten Haft kam, war das eigentlich irgendwie alles noch ein großer Spaß. Ein bisschen rebellisch halt.

SSP: Wie fühlte sich denn die Abhängigkeit an?

\$ick: Die war zu der Zeit noch gar nicht präsent. Erst als das Koks kam, wurde das wirklich schlimm, weil das wirklich alles im Leben bestimmt. Heroin ist recht gemütlich und man kriegt seine Abhängigkeit nur mit, wenn man nichts hat. Koks zwingt dich auch, wenn du den ganzen Tisch voll damit hast. Man will immer mehr, mehr, mehr.

SSP: Du sprichst in der YouTube-Serie oft vom Affen bzw. vom affig werden. Was ist der Affe?

\$ick: Das ist der Turkey, der Entzug. Ich glaube das nennt man in ganz Norddeutschland so: „Man schiebt 'n Affen.“ Der sitzt dir im Nacken und klopft die ganze Zeit an. Und dann tötet man ihn eben, indem man wieder raucht. Bis der nächste kommt. Und je nach dem, was du konsumierst, ist der Entzug halt anders. Wenn du dich auf Heroin hoch dosiert hast, dann ist das wirklich ein körperlicher Entzug. Du wachst zum Beispiel nach vier, fünf Stunden Schlaf schon auf, weil dein Körper Nachschub braucht. Dir tun die Knochen weh wie bei einer richtigen Grippe, dir läuft die Nase und die Spucke und die Augen tränen. Irgendwann kriegt man dann auch Krämpfe, muss Brechen und so. Bei Koks ist es eher eine psychische Sache. Also zumindest, wenn man so heftig konsumiert wie ich, wird man wahn-sinnig davon.

SSP: Hat es dich nicht total genervt, dass dein rebellischer Trip so schnell zu einer ständigen Jagd nach Geld für Drogen wurde?

\$ick: Ne, das realisiert man gar nicht so wirklich. Die ersten Jahre als Jugendlicher hat diese Jagd nach dem Geld ja auch noch Spaß gemacht. Irgendwie gehörte das für mich auch zu dem Film Heroin dazu und war damals cool mit den Einbrüchen, dem Abziehen und Klauen. Ich hab das von Anfang an so kennengelernt: Stoff ist teuer, Taschengeld langt vorne und hinten nicht, da ließ sich das gar nicht trennen.

SSP: Wann hast du das erste Mal ernsthaft daran gedacht, aufzuhören?

\$ick: Das erste mal gedacht, dass mein Leben ganz schön scheiße ist, habe ich schon in der Zeit als ich obdachlos war. Ich bin an meinem 18. Geburtstag zuhause rausgeflogen und war ein Jahr auf der Straße unterwegs. Da hab ich schon manchmal gedacht: „Das geht gar nicht.“ Am schlimmsten war wohl eine Nacht im Obdachlosenheim. Da hab ich es gar nicht die ganze Nacht ausgehalten, so stank es da drin. Da kamen schon erste Gedanken. Aber wirklich ernsthaft nachgedacht habe ich erst, als ich das zweite Mal in Haft kam und mich die Bullen mehr oder weniger vor dem sicheren Tod gerettet haben. Zu der Zeit war ich ungefähr 23 und schon acht Jahre unterwegs. Eigentlich wollte ich da aber auch nur nicht so konsumieren wie vorher. Ich habe vorher Koks gespritzt und das wollte ich nicht mehr. Alles andere war da noch okay für mich. Konsumieren wollte ich da noch, nur nicht daran krepieren.

SSP: Wie hast du es letztlich geschafft, von den Drogen wegzukommen?

\$ick: Der Ausgangspunkt war im Grunde immer die Haft. Der Staatsanwalt hat immer erst einmal meine Sucht unterbrochen. Aber nach der letzten Haft bin ich in eine Therapie gegangen und habe kurz vorher auch noch meine Tochter gezeugt. Nach der Therapie als meine Tochter zur Welt kam, da habe ich mir gesagt, dass ich das jetzt auf jeden Fall hinkriegen will. Zwar bin ich auch danach noch ein paar mal rückfällig geworden, aber dort habe ich einen Therapeuten kennengelernt, der mir in unseren Gesprächen wirklich geholfen hat. Immer wenn ich seitdem rückfällig wurde, hab' ich diesen Typen im Ohr, der mir jeden Turn versaut.

SSP: In der YouTube-Serie kann man deine ganze Drogenkarriere mit ihren Höhen und Tiefen, letztlich auch mit den Therapien nachverfolgen. Nun ist die Serie seit einiger Zeit abgeschlossen. Was bedeutet das Projekt für

Titel

19

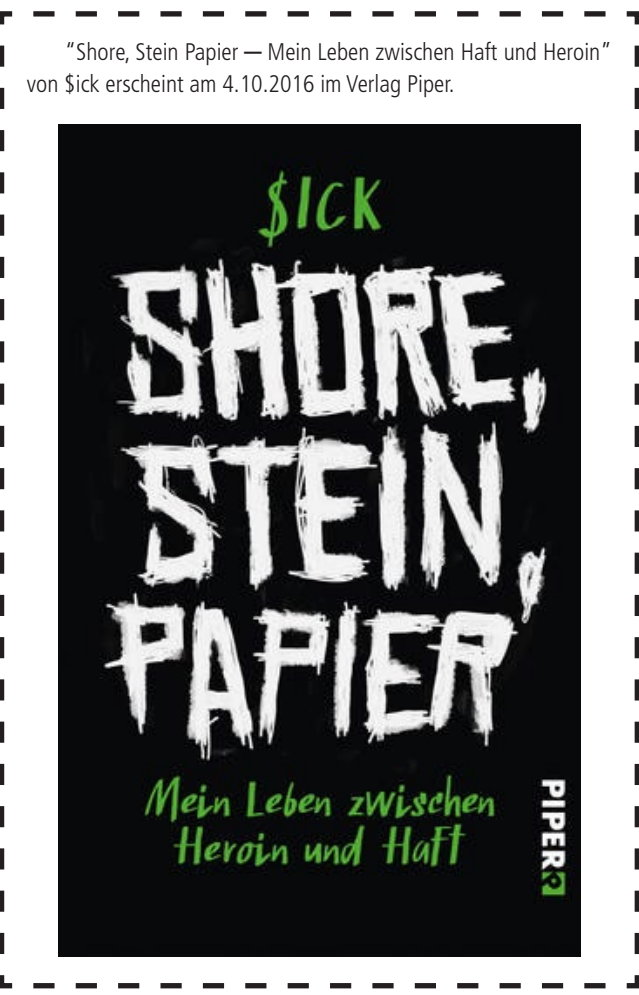
dich?

\$ick: Im Endeffekt war das die beste Therapie für mich. Es war zwar echt hart, sich noch mal allen Erinnerungen zu stellen, aber das hat mir auf jeden Fall noch mal total geholfen. Besonders die Koksphase hatte ich eigentlich total verdrängt. Aber mein Produzent Paul hat da natürlich auch nachgebohrt und mich dazu gebracht, mir wirklich noch mal alles in Erinnerung zu rufen. Da musste ich mich allem noch mal stellen. Zeitweise wurde das auch echt hart, da konnte ich kaum damit umgehen, was da alles wieder hochkam. Auch beim Buchschreiben jetzt, wo es um die Phase geht, hatte ich manchmal echt mit Heulkrämpfen zu kämpfen. Wir haben dann mit dem Drehen auch immer wieder längere Pausen gemacht. Wir wollten die Story aber unbedingt zu Ende erzählen.

Dass wir dann vor ein paar Monaten sogar den Grimmepreis damit gewonnen haben, ist natürlich großartig. Außerdem ist daraufhin ein Verlag auf mich zugekommen, der mir angeboten hat, meine Geschichte noch mal in Buchform zu erzählen.

SSP: Was kann sich der eingefleischte Fan, der schon alle Folge gesehen hat, von dem Buch erhoffen?

\$ick: Natürlich ist das Buch weniger umfangreich als die Videos. Hätte ich alles aufschreiben wollen, was ich da erzähle, müsste ich 2000 Seiten schreiben und ich habe nur rund 350 Seiten vom Verlag zur Verfügung, die ich übrigens jetzt schon überschritten habe, obwohl noch zwei Kapitel fehlen. Aber was der Leser erwarten kann ist, dass einzelne Kindheitserinnerungen aufblitzen, die er aus den Videos nicht kennt und dass die großen Einbruchsgeschichten wie "Malibu" oder "Schuh-Goertz" wesentlich detaillierter erzählt sind. Die Videos sind mehr oder weniger dahingelabert und jetzt habe ich die Gelegenheit, mir meine Sätze genau zu überlegen. Es wird noch lebendiger, noch bildlicher. ■



FESTIVALS IN MÜNSTER UND UMGEBUNG

FOTOS VON JANNES TATJES UND JOHANN KIRSCHNECK

MITTENDRIN

„Mittendrin“ in jeder Ausgabe präsentieren wir ein Thema außer der Reihe.

Mit großen Bildern und kleinen Texten.

Docklands

28./29.05., Hawerkamp/Münster, 36 Euro, House/Techno/Electro

Artists: u.a. Solomun, Claptone, Alle Farben, Monika Kruse, AKA AKA feat. Thalstroem

Auf dem elektronischen Festival am Hawerkamp tanzen über 10.000 Feierwütige. Mit 90 Artists in 10 verschiedenen Locations auf 15 Floors. Floorfreude!

Vainstream

02.07., Hawerkamp/Münster, 60 Euro, Metal/Punk/Rock

Bands: u.a. Heaven Shall Burn, Flogging Molly, K.I.Z., Anti-Flag, Boysetsfire

Das Vainstream wächst und wächst: 1-Tages-Festival der härteren Gangart mit mittlerweile 3 Bühnen und beachtlichem Line-Up.

Juwi-Fest

23.06., Juridicum WWU/Münster, 16 Euro, Indie/Electronic/Rock

Bands: u.a. Philipp Dittberner, Filous, Heisskalt

Eine studentische Initiative aus Wirtschafts- und Jura-Studierenden organisiert seit 42 Jahren das kleine, aber feine Festival direkt am Juridicum.

Krach am Bach

05./06.08., Am Plattenladen/Beelen (Westfalen), 35 Euro, Metal/Rock/Indie

Bands: u.a. Colour Haze, Greenleaf, Mars Red Sky, Electric Moon

Ihr habt noch nie von Beelen gehört? Keine Sorge – ihr werdet Krach vom Bach hören!

Auf weiter Flur

04./05./06.08., Maikottenweg/Münster, 49 Euro, Indie, Hip-Hop, Folk

Bands: to be announced

Seit drei Jahren ist Münster reicher um ein gemütliches Festival für alle Sinne, bei dem es neben Musik, auch Artisten, einen Designmarkt und viel, viel mehr zu entdecken gibt.

Haldern Pop

11./13.08, Rees/Haldern, 114 Euro (ausverkauft), Indie, Eletronic, Folk

Bands: u.a. Thees Uhlmann, Jack Garratt, Drangsal, Daughter, Julia Holter, Låpsley

Große Ticketkonkurrenz herrscht beim Haldern Pop – seid froh, wenn ihr ein Ticket ergattern konntet: das was in 2 Jahren groß gefeiert wird in der Indieszene, spielt dieses Jahr beim Haldern Pop!

DettenRockt

10.09., Altes Klärwerk/Emsdetten, for free Metal/Punk/Rock/Indie/Electronic

Bands: u.a. Schmutzki, Trouble Orchestra, I am Noah

Das Festival gegen Rassismus und Diskriminierung geht in die zwölfte Runde.

Gute Erinnerungen hat die Redaktion an diese Festivals:

Fusion Festival - Willkommen in der Parallelwelt!

Coachella - groß, größer, Coachella!

MELT! - Ferropolis <3

Traumzeit Festival – Industriekultur!

Open Flair – Witzigste Security der Welt!

Appletree Garden Festival

28./29.07, Bürgerpark/Diepholz, 67 Euro (ausverkauft), Indie, Eletronic, Folk

Bands: u.a. David August, Käptn Peng & die Tentakle von Delphi, DJANGO DJANGO, Honne, Glass Animals

Im wunderschön verschlafenen Diepholz findet das Appletree statt. Vom Verein zur Förderung von Jugendkultur ins Leben gerufen, verzückt es Jahr für Jahr Musikliebhaber mit viel Mühe zum Detail, tollem Indie und sogar Freibadspaß!

Fotos:

<https://www.pexels.com/photo/people-festival-party-dancing-849/>

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Madness_at_Main_stage_Exit_festival.jpg

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Electrobeach_Music_Festival_2013.jpg

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:OpenairFraunfeld_CypressHill_Sonnenuntergang-by_NathanaelKoehler.jpg



GAP YEAR

„SIE HABEN EINE LÜCKE IM LEBENSLAUF“ – „JEP, WAR GEIL!“

TEXT UND ILLUSTRATION VON DOMINIQUE DA SILVA

Ob eine Pause nach dem Abitur bis zum Studium, ein Time-Out zwischen Bachelor und Master oder eine Auszeit nach dem Hochschulabschluss bevor der erste Job bzw. der „Ernst des Lebens“ beginnt – das sogenannte Gap Year, zu Deutsch „Lückenjahr“, scheint bei jungen Menschen immer beliebter zu werden. Laut einer neuen Studie des Instituts Arbeit und Qualifikation (IAQ), nutzen immer mehr junge Deutsche die Möglichkeit eines Gap Years. Warum das so ist, was man im Gap Year alles machen kann und warum „Lücken“ im Lebenslauf auch sinnvoll sein können, erfährt ihr hier.

Studium Generale

Direkt nach dem Abitur eröffnet sich für Schulabbgänger eine schier unendliche Welt an Studienmöglichkeiten. Wer sich noch nicht sicher ist, was er/sie studieren möchte, kann sich in dem sogenannten Einstiegermodell „Studium Generale“ erst einmal ausprobieren und Seminare sowie Vorlesungen aus verschiedenen Bereichen belegen. Wie genau das Studium Generale organisiert ist, variiert von Hochschule zu Hochschule. Allerdings bieten bisher nur wenige Universitäten in Deutschland eine solche Möglichkeit an.

Work & Travel/Au-pair

In ein fremdes Land reisen, dort Jobs annehmen und von dem Lohn das Land bereisen: Work & Travel-Programme sind eine gute Möglichkeit seine Wanderlust zu finanzieren. Besonders beliebte Länder sind hierfür Australien oder Neuseeland. Allerdings sollte man sich darauf einstellen auch körperliche harte Arbeiten zu verrichten, wie z. B. „Fruit picking“. Eine andere Möglichkeit sich im Gap Year einen Auslandsaufenthalt zu leisten, ist ein Au-pair-Jahr. Als Au-pair unterstützt man eine Gastfamilie in der Kinderbetreuung und im Haushalt. Dafür erhält man freie Kost und Logis sowie ein kleines Taschengeld. In der Regel arbeitet man 30 Stunden pro Woche, hat Anspruch auf 1,5 freie Tage in der Woche sowie bezahlten Urlaub. Viele Au-pairs belegen neben ihrer Arbeit in der Familie Sprachkurse oder reisen an den Wochenenden mit anderen Au-pairs durchs jeweilige Land.

Freiwilligendienst

Wer in seinem Gap Year reisen und gute Taten vollbringen will, ist im Bereich der Freiwilligenarbeit im Ausland gut aufgehoben. Meist abseits touristischer Pfade, können sich Volunteers sozial engagieren und gleichzeitig ein neues Land erkunden. In der Regel bietet sich eine solche Mitarbeit in sozialen oder ökologischen Projekten an.

Praktika

Gerade nach dem Bachelorabschluss fühlen sich viele Absolventen noch ein wenig grün hinter den Ohren und entscheiden sich deshalb zwischen Bachelor und Master Berufserfahrungen zu sammeln. Das geht entweder in Eigeninitiative oder in Form von organisierten Gap-Year-Programmen in Unternehmen. Ein bekanntes Programm ist das der Allianz, Bertelsmann, Henkel, McKinsey und Project A. Bei diesem Programm absolvieren die Studenten drei bezahlte Praktika, die jeweils zwei bis vier Monate dauern, und können die Zeit danach zum Reisen, für einen Sprachkurs oder soziales Engagement nutzen. Auch e-fellows.net, ein Karrierenetzwerk, bietet in Zusammenarbeit mit bekannten Unternehmen ein ähnliches Gap-Year-Programm an.

Sprachen lernen

Sprachreisen verbinden einen mehrwöchigen Sprachkurs mit verschiedenen Freizeitaktivitäten. So kann man eine neue Sprache erlernen und gleichzeitig in die Kultur und in das Lebensgefühl eines neuen Landes eintauchen. Wer am Ende seines Aufenthalts eine offizielle Prüfung ablegt, kann ein international anerkanntes Sprachzertifikat wie zum Beispiel IELTS oder TOEFL mit nach Hause nehmen.

Ihr seht, die Möglichkeiten für ein Gap Year sind vielfältig. Wer mal nach rechts und links schaut, sammelt Erfahrungen und diese prägen eine offene und facettenreiche Persönlichkeit – Zuschreibungen, die auch auf dem späteren Arbeitsmarkt gefragt sind und einen Lebenslauf deshalb aufwerten können. Gerade zwischen Bachelor und Master oder wenn sich das Studium dem Ende neigt, ist das Gap Year eine Möglichkeit nochmal in sich zu gehen, sich auszuprobieren und Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, was man nach dem Studentenleben wirklich machen möchte. Und na klar, ist es auch irgendwie eine Möglichkeit die Studienzeit in anderer Form zu verlängern, denn arbeiten muss man ja schließlich noch sein ganzes Leben... ■

Nützliche Internetadressen:

Studium Generale:

www.jacobs-university.de/study/foundation-year
www.leibniz-kolleg.uni-tuebingen.de
www.salemkolleg.de

Work & Travel:

www.woof.net
www.travelworks.de
www.work-and-travel.co
www.aupairworld.com
www.aupair.de

Freiwilligendienst:

www.kulturweit.de
www.weltwaerts.de
www.freiwilligendienst.de

Praktika:

www.gapyear-programm.de
www.e-fellows.net/Jobs/Gap-Year

Sprachen lernen:

www.sprachreisen-vergleich.de
www.bildungsurlaub.com

„INITIATIVE PLURALE ÖKONOMIK: MÜNSTER“ FÜR MEHR VIELFALT

VWL – MEHR ALS NUR NEOKLASSISCHE MODELLE

TEXT UND BILDER VON HANNA DECKER

Mikro, Makro, Statistik, wieder Mikro, Makro... Wer Volkswirtschaftslehre studiert, den erwarten oft standardisierte Veranstaltungen, in denen mathematische Lehrbuchmodelle vermittelt werden. Die Uni Münster ist für ihren ausgezeichneten Ruf in den Wirtschaftswissenschaften bekannt, und die Fakultät rührt mit ihrem Renommee ausdauernd die Werbetrommel. Doch die Wirtschaftswissenschaften sind spätestens seit der Finanzkrise 2008, die von kaum einem Ökonomen vorhergesehen wurde, in Verfall geraten. Mit der Realität hat der „Mainstream“ der VWL in vielen Fällen nicht mehr viel zu tun: der Mensch als stets rationaler, nutzenmaximierender Homo Oeconomicus, der unveränderbare Vorlieben hat und über die Preise von Millionen Produkten Bescheid weiß? In der imaginären Modellwelt der Neoklassik kann man prima mit Zahlen jonglieren, es lassen sich „perfekte“ Preise und Mengen berechnen und Vorhersagen über das Verhalten von vielen Menschen treffen. Die Verhaltensökonomik steuert inzwischen gegen und bezieht auch Erkenntnisse aus der Psychologie in die ökonomische Forschung mit ein. Doch die allermeisten Modelle in Mikro- und Makroökonomie stützen sich immer noch auf den Homo Oeconomicus und so hat die Formalisierbarkeit – also die Beschreibung der Wirklichkeit mit Hilfe von mathematischen Modellen – ihren Preis: Die Ökonomik ist in ihre ganz eigene Modellwelt entrückt.

An der WWU existieren seit dem Wintersemester 2004/2005 die interdisziplinären Studiengänge „Politik und Wirtschaft“ und „Wirtschaft und Recht“; die Uni reagierte damit auf die Forderung nach mehr Kooperation zwischen den Fachbereichen. Doch auch die interdisziplinäre Lehre ändert wenig daran, dass sich die volkswirtschaftlichen Vorlesungen einseitig neoklassisch präsentieren. Vor etwa drei Jahren haben wir deshalb die

Hochschulgruppe „Initiative Plurale Ökonomik Münster“ gegründet. Unser Ziel ist es natürlich nicht, die Neoklassik komplett abzuschaffen, aber zu ergänzen. In der Politikwissenschaft oder in der Soziologie ist es selbstverständlich, dass viele verschiedene Ansätze miteinander konkurrieren. Doch die Inhalte in der Ökonomie werden selten aus einer kritischen Perspektive heraus betrachtet. Theorien wie die marxistische Ökonomik, die österreichische Schule oder Postwachstumsökonomik kommen in den offiziellen Lehrplänen überhaupt nicht vor. Selbst im Masterstudium ist der Blick über den Tellerrand kaum vorgesehen.

In den vergangenen Semestern haben wir deshalb einige interessante Veranstaltungen organisiert. Vielleicht war der ein oder andere von euch bei der Podiumsdiskussion mit Niko Paech zum Thema Postwachstum dabei, hat bei unserer Vortragsreihe etwas über Finanzmärkte oder bei unserem Symposium etwas über die Verquickung von Geld und Macht gelernt. Besonders gefreut haben wir uns, als in diesem Semester mehr als 150 Studierende zu unserer Veranstaltung mit Giacomo Corneo zum Thema Ungleichheit gekommen sind.

Wer Lust hat, über ökonomische Themen zu diskutieren, die in den Vorlesungen zu kurz kommen, kann sehr gerne bei uns mitmachen. Wir freuen uns immer über neue Mitstreiter*innen egal, ob mit wirtschaftswissenschaftlichen Vorkenntnissen oder ohne. Wir treffen uns immer donnerstags um 20 Uhr. Schaut einfach mal auf unserer Facebook-Seite vorbei oder schreibt uns eine Mail an plural@uni-muenster.de. ■



Mitglieder der Hochschulgruppe gemeinsam mit Giacomo Corneo (FU Berlin)



SERIE STUDIEREN MIT KIND

FOLGE 2:BEHÖRDENMARATHON

–WIE FINANZIERE ICH MICH MIT KIND?

TEXT UND FOTO VON JOANNA PUZIK

ILLUSTRATION VON MENSO VON EHRENSTEIN

Mit der Nachricht von der Schwangerschaft kam die Kündigung meines Studentenjobs, denn Kistenschleppen als Küchenhilfe kam wegen der körperlichen Belastung nicht mehr infrage. Glücklicherweise hatte mein Mann sein Studium gerade beendet und in einem Ingenieurbüro angefangen. Wir mussten bescheiden leben, aber es reichte aus, auch ohne ALG II, Kindergeldzuschuss oder Wohngeld; für das eine waren wir zu reich, für das andere zu arm. Die Höchstförderungsdauer beim BAföG hatte ich schon längst erreicht, denn Job, zusätzliche Seminare, Praktika und Auslandsreisen hatten das Studium bereits verlängert.

Die finanzielle Planung erfordert ein hohes Maß an Eigeninitiative, nicht selten bedeutet dies einen Behördenmarathon und Papierkrieg mit (den) Anträgen. Leider gibt es keine allumfassende Anlaufstelle für diese Angelegenheiten. Die gestörte Mittagsruhe des Kindes und sein nachzuvollziehendes Geschrei, sowie der Kampf sich mit einem Kinderwagen in den Bus zu quetschen, um von einem Ende der Stadt zum anderen zu gelangen, tun ihr übriges. Nicht selten steht man beladen wie ein Lastentier mit Wickeltasche und Co. eingepfercht zwischen Rollatoren, motzenden Omis, anderen Muttis und gefühlt einer Milliarde Schulrucksäcken. Bei dem Gedanken, dass die Sachbearbeiterin einen gleich wieder zum nächsten Ort schickt, weil sie für dies und das nicht zuständig ist, wird einem ganz schwindelig. Aber wer einmal den Behördenmarathon hinter sich hat, kann von verschiedenen Stellen Gelder beziehen und hat, zumindest was den finanziellen Teil betrifft, Rückendeckung, um sein Studium bald wieder aufzunehmen.

Kindergeld

An oberster Stelle stehen nach der Geburt die Anträge für Kinder- und Elterngeld. Am besten gibt man den Antrag auf Kindergeld direkt nach der Geburt im zuständigen Amt ab, da rückwirkende Zahlungen nur bis zu sechs Monate möglich sind. Ab 2016 beträgt das Kindergeld 190 für das erste und zweite Kind, ab dem dritten erhöht sich der Satz. Anspruch habt ihr darauf bis zum 18. bzw. 25. Lebensjahr eures Kindes, wenn es eine Ausbildung oder ein Studium macht. Ein Tipp an Studierende, die noch zu Hause bei den Eltern wohnen, ihr könnt euren Anspruch an diese abtreten, dadurch erhöht sich der Satz, weil die Enkelkinder auf die eigenen Kinder angerechnet werden.

Elterngeld

Daneben habt ihr als Eltern von Kindern, die nach dem 01.01.2007 geboren worden sind, Anspruch auf zwölf bzw. 14 Monate Elterngeld, wenn ihr beide die Auszeit vom Beruf nutzen wollt oder alleinerziehend seid. Die Höhe beträgt 68 % des ehemaligen Nettolohns, max. 1800. Wer vor der Geburt nicht gearbeitet hat, oder wie ich nur einen geringfügigen Studentenjob hatte, der geht trotzdem nicht leer aus: Denn es gibt einen Mindestbetrag von 300, der auch voll auf das ALG II angerechnet wird. Allerdings sollte man beachten, dass Elterngeld zwar abgabenfrei ist, aber den Steuersatz auf das zu versteuernde Einkommen erhöht, das heißt am Ende des Jahres muss man evtl. einen Teil wieder an das Finanzamt abgeben, außer ihr wart nur geringfügig beschäftigt und müsst ohnehin keine Steuererklärung abgeben.

Wohngeld

Da Münsters Wohnungsmarkt nicht gerade der günstigste ist, bietet es sich an, Wohngeld und Kindergeldzuschlag zu beantragen. Eine gute Anlaufstelle für kostengünstiges Wohnen ist das Studentenwerk Münster. Es stellt Alleinerziehenden und Familien am Gescherweg 50–64 eine Wohnanlage mit verschiedenen großen Wohnungen zur Verfügung. Auch am Aasee in der neuen Boeselburg, der bunten Passivhausanlage an der Boselagerstrasse, sind Studierende mit Kindern erwünscht. Alternativ könnt ihr euch beim AstA oder dem Amt für Wohnungswesen informieren und manchmal lohnt sich auch die Anmeldung bei einem Mieterverein, wie "Wohn-In", da man als Mitglied Angebote von Privatanbietern zur Verfügunggestellt bekommt.

BAföG

Habt ihr euch vom Studium beurlauben lassen, pausiert auch das BAföG, das heißt ihr bekommt zwar kein Geld, dafür verlängert sich die Förderungsdauer (§10). Außerdem gibt es beim BAföG seit 2007 weitere Sonderregelungen für Studi-Eltern, wie einen pauschalen Kinderbetreuungszuschlag bis das Kind zehn ist (§14b) – die Geburtsurkunde und ein formloser Antrag reichen aus. Wer vor dem vierten Semester schwanger wird, sollte eine spätere Abgabe der Leistungsnachweise beantragen (§48). Seid ihr allerdings bereits kurz vor dem Examen bekommt ihr für 12 Monate auf Antrag eine Studienabschlusshilfe auch wenn die Höchstdauer schon erreicht ist.

Hartz IV

Während des Urlaubssemesters kann man Harz IV für sich selbst und Sozialhilfe für das Kind beantragen. Kindergeld, Unterhalt und Elterngeld sowie evtl. Unterhaltsvorschuss werden dabei auf den Satz angerechnet. Außerdem sind Mutter und Kind in der Zeit von der Arbeitsagentur krankenversichert. Alleinerziehende und Schwangere, auch solche die kein Harz IV beziehen, haben Anspruch auf einen Mehrbedarf von ca. 60 Euro. Lohnenswert, da Fachbücher, Kopien und Fahrttickets auch ihren Preis haben.

Spenden

Alleinerziehende können sich auch an das von der Uni mit geförderte Spendenprojekt „Madame Courage“ des Sozialdienstes kath. Frauen wenden, skf@skf-muenster.de oder eine finanzielle Hilfe des Hildegardis-Verein in Anspruch nehmen, Tel.: 0228 9659249. Für Naturwissenschaftlerinnen existiert zudem die Möglichkeit sich bis zu drei Jahre mit bis zu 400 von der Stiftung Ursula von Euch bezuschussen zu lassen: Kleimannstraße 10, 48149 Münster. Eine sehr gute Adresse ist auch die dem Schutz des ungeborenen Lebens verschriebene Bundesstiftung Mutter und Kind, wo eure Anfragen über die Hotline 08004040020 sicher und anonym behandelt werden können. Hier gibt es gute Ratschläge und finanzielle Unterstützung. Ansprechpartner vor Ort ist für die Diözese Münster der Caritasverband am Kardinal-von-Galen Ring 45.

Viel Glück und bis zum nächsten Mal, ihr heimlichen Heldinnen und Helden der Unilandschaft. ■

Adressen für euren Behörden-Marathon:

- Agentur für Arbeit Münster,
Martin-Luther-King-Weg 22, 48155 Münster,
Tel.: 0180 1555111
- Sozialamt Münster, Stadthaus 2,
Ludgeriplatz 4, 48151 Münster,
Tel.: 02514925001, sozialamt@stadt-muenster.de
- Familienkasse Rheine,
Dutumer Straße 5, 48431 Rheine,
Tel.: 08004555530, familienkasse-rheine@arbeitsagentur.de,
www.familienkasse.de (Kindergeld und Kindergeldzuschuss)
- Elterngeldstelle: Amt für Kinder, Jugendliche und Familien,
Hafenstrasse 30, 48153 Münster,
Tel. 0251492289-1/2/3/4/5, elterngeld@stadt-muenster.de,
www.elterngeld.net (Elterngeld)
- Studentenwerk Münster: Wohnraumverwaltung,
Bismarckallee 5, 48151 Münster,
Tel.: 0251 83-79553
- Amt für Wohnungswesen, Stadthaus II,
Ludgeriplatz 4, 48151 Münster,
Tel.: 0251 49264-77/78/71/05/84 > Wohngeldantrag



Studieren mit Kind und Kegel - das geht mit der richtigen Planung



MUSIK IN KETTEN
Musik in Ketten präsentiert Musik aus Münster oder der Umgebung. Die Interviewpartner der je aktuellen Ausgabe entscheiden, über wen wir als nächstes schreiben.

AUF MEHR HELDEN

Foto: Julia Zimmermann

TEXT VON JANNES TATJES

Seit der Lesung von Benjamin von Stuckrad-Barre gehen mir zwei Dinge nicht aus dem Kopf: der Song „Heroes“ von David Bowie sowie das Wort ‚quasi‘. Beide führen mich über Umwege zur Rezension von „Panikherz“ - dem neuem Buch von Benjamin von Stuckrad-Barre. ‚Quasi‘ bedeutet sozusagen oder so gut wie. Auf seiner Lesetour für sein neues Buch beschrieb Benjamin von Stuckrad-Barre Münster als eine Stadt, die mit dem Wort ‚quasi‘ beschrieben werden könne, weil die Menschen hier nichts so richtig geradeaus sagen könnten, nie konkret werden würden. Münster braucht das Wort ‚quasi‘, um sich zu artikulieren. Er kam zu der Einsicht, weil ein Passant ihm den Weg nicht ohne 5 ‚quasis‘ erklären konnte. Ob das Ganze nun stimmt? Ob Stuckrad-Barre Heidelberg oder Göttingen jetzt genauso beschreibt, ist eigentlich auch nicht so wichtig. Aber genau darin liegt meine große Bewunderung für Benjamin von Stuckrad-Barre: die feine Beobachtungsgabe sowie das Wertende. Er urteilt immer direkt, aus dem Bauch heraus, pointiert, komisch, manchmal verachtend und manchmal auch ziemlich widersprüchlich. All das deutet Stuckrad-Barre mit dem quasi an. Und das durchzieht sich natürlich auch in „Panikherz“, wenn es um sein mitteltolles Aufwachsen in einer deutschen Kleinstadt geht und nur Udo Lindenberg Songs träumen lassen. Oder wenn er über ein Klassentreffen schreibt und nebenbei die bürgerliche Mitte und deren ‚Ich-hab-mit-30-mein-Haus-abbezahlt-Platitüde‘ auseinandernimmt. Und wenn er seinen eigenen katastrophalen Absturz skizziert.

Benjamin von Stuckrad-Barre erzählt in „Panikherz“ seine eigene Geschichte und damit, wie sein rasender Aufstieg als gefeierter Popliterat in Bulimie und Drogensucht, schließlich fast im Tod enden. Und das hängt dann auch ganz eng zusammen mit dem Rausch. Um besser als alle andere auszusehen, hungert er sich ab. Das Koks hilft, um keinen Appetit zu verspüren. *We can be heroes, just for one day* - denn mal abgesehen von allen anderen Lesarten des Bowie-Songs, dieses besungene Gefühl, die Unsterblichkeit in einer rauschhaften Nacht, zumindest für eine Nacht, danach sehnen wir uns alle ein bisschen. Benjamin von Stuckrad-Barre schafft es genau dieses Gefühl anzudeuten, ohne es zu verherrlichen. Ohnehin - das ganze Leben von Stuckrad-Barre verläuft im Rausch: vom 16-jährigen Plattenkritiker für ein Göttinger Stadtmagazin wird innerhalb von kürzester Zeit ein Musikredakteur beim Rolling Stone. Mit Anfang 20 schreibt er *“Soloalbum”*. Er wird dadurch Popliterat- und star. Dann Ko-koainsucht, Depressionen und Klinikaufenthalte.

Obwohl das Buch autobiografisch angelegt und auf der Spiegel-Bestseller-Liste als Sachbuch aufgelistet ist, sollte man es eher autofiktiv nennen. Denn die Grenzen zwischen Erzähler und Protagonist sowie zwischen Fiktion und Realität sind nicht so ganz durchsichtig und alles hört sich ein bisschen nach realer Fantasie an. So ist es das Leben eines Popstars, das er immer wollte. Udo Songs helfen Benjamin von Stuckrad als 14-jährigem mehr über Mädchen und das Nachtleben zu erfahren. Später hilft er ‚Stuckiman‘ als Freund aus dem Drogensumpf herauszukommen und letzten Endes „Panikherz“ zu schreiben. So ist Udo Lindenberg Freund und mehrfacher Retter und der rote Faden im Leben und Buch von Stuckrad-Barre.

Wer mit der Popliteratur à la „Faserland“ von Christian Kracht nichts anfangen konnte, der wird auch „Panikherz“ nicht mögen. Denn man könnte natürlich fragen: Warum muss ich unbedingt als Leser durch Benjamin Stuckrad-Barres Augen auf sein eigenes Leben blicken? Ganz einfach: Weil es unterhaltsam, herzergreifend und tieftaunig ist. „Panikherz“ ist ein Buch über Freundschaft, Helden, Rettung, Rausch und Schmerz. Nebenbei streift er die Popkultur der letzten zwanzig Jahre und darin schwächelt „Panikherz“ ein wenig, weil der Versuch diese genau abzubilden nicht gelingen kann. Ob Benjamin von Stuckrad-Barre der Popliteratur dadurch den letzten Gnadenschuss gegeben hat, indem er nicht den Pop, sondern sich selbst in den Fokus stellt und gnadenlos bewertet, wird sich zeigen. Für mich bleibt: Benjamin von Stuckrad-Barre ist quasi mein Heroe! ■

Der Autor:

Benjamin von Stuckrad-Barre ist 1975 in Bremen geboren. Zunächst unter anderem als Autor für die Harald Schmidt Show und den Rolling Stone tätig, schaffte er seinen literarischen Durchbruch mit dem Roman „Soloalbum“ 1998. Seitdem folgten mehrere Romane, die zumeist der literarischen Gattung Popliteratur zugeordnet werden. Stuckrad-Barre war mehrmals in stationärer Behandlung aufgrund von Alkohol- und Drogensucht. Die Regisseurin Herlinde Koelbl filmte ihn im Rahmen der Dokumentation „Rausch und Ruhm“, wie er versuchte mit den Folgen des Entzugs und der Depressionen zurechtzukommen. Er ist nach eigenen Angaben seit 2006 clean.

Mit der Gitarre am Klavier: Melvin ist mit vielen verschiedenen Instrumenten unterwegs

FÜR EINEN KLASSISCHEN PIANISTEN BIN ICH NICHT PEDANTISCH GENUG TEILE EINER BEEINDRUCKENDEN PLAYLIST

TEXT VON NICOLE REINFELD

Diesmal geht es wieder in das Musikinstitut an der Philippstraße: Dort studiert Kim von „Max im Parkhaus“, den wir in der letzten Ausgabe vorgestellt haben, gemeinsam mit Melvin Schulz-Menningmann (23 Jahre), unserem Nominierten, Musik auf Lehramt. Melvin steht sowohl solo auf der Bühne als auch mit seiner Band „at Midnight“. Sein Soloprojekt beschreibt der Singer-Songwriter mit den Worten: „Pop“, „akustisch“ und „melancholische Balladen“.

Besonders beeindruckend sind sein breit gefächertes Musikgeschmack und die Vielzahl an Instrumenten, die er spielt: Klavier seit 15 Jahren, Gitarre seit vier Jahren, Saxophon seit acht Jahren und nebenbei noch Schlagzeug sowie Bass. Nicht zu vergessen sei der Gesang. Seine Texte überarbeitet der Singer-Songwriter fortlaufend. Deshalb stehen auch Noten auf dem Klavier, als er mir zwei seiner Lieder vorspielt.

Diese könnten unterschiedlicher nicht sein. Zuerst geht es um eine glückliche Liebe. Nach Zeilen wie „Du bist mein Sternenzelt“ und „Du bist jeder Traum, der sich erfüllt“ verstehe ich, was Melvin mit melancholischen Balladen meint. Trotzdem muss ich am Ende des ersten Lieds etwas schmunzeln. Auf die Noten geschaut hat Melvin nämlich kein einziges Mal – seine Augen waren durchgängig geschlossen.

Dass seine einfühlsame Stimme auch richtig kräftig klingen kann, beweist er in einem Lied über Mobbing. Jede Zeile geht mir unter die Haut. Es scheint ihm ein Leichtes zu sein, den gesamten Raum zu erfüllen. Am Ende steht seine Botschaft: „Gib nie auf. Du bist einmalig“, ein positives Finale, das Mut machen soll.

„Vielleicht ist es etwas klischeehaft, wenn ich von Liebe singe“, erklärt Melvin, „aber ich schreibe Lieder über viele Themen, die mir begegnen, wie Alkoholismus oder Homophobie.“ Als Lehrer zu arbeiten, kann er sich durchaus vorstellen – nebenbei gibt Melvin auch schon Musikunterricht. Hätte er später aber die Wahl zwischen einer Musikerkarriere und dem Lehrberuf, würde er die Musik wählen. „Nur für einen klassischen Pianisten bin ich nicht pedantisch genug“, lacht er.

Damit ihr euch selber ein Bild von den Liedern machen könnt, die sich bei Melvin in der Playlist finden lassen, hier unser Interview in Kategorien:



Erster Auftritt

Meinen ersten Auftritt hatte ich mit „The Entertainer“ von Scott Joplin – im Alter von acht Jahren. Damals hatte ich Klavierunterricht bei einem Privatlehrer, der Benefizkonzerte organisiert hat. Bei so einem Konzert für das SOS-Kinderdorf habe ich das erste Mal auf dem Klavier vorgespielt.

Bester Konzertbesuch

Wirklich oft gehe ich nicht auf Konzerte. Das bisher schönste war allerdings von Götz Alsmann. Er ist ein genialer Pianist mit humorvollen, aber auch beißenden Texten.

Musikalisches Vorbild

In meiner Band achte ich in erster Linie bei mir persönlich auf den Gesang. Mein Vorbild ist dabei James Hetfield von Metallica. Generell betrachtet ist es Reinhard Mey.

Schönstes Konzerterlebnis

Mein schönstes Konzerterlebnis hatte ich mit meiner Band „at Midnight“ und unserem ersten Lied „Alive“. Das ist so ein Titel, bei dem wir uns immer wieder anschauen und sagen: „Das ist schon ein geiles Lied.“ Bei unserem ersten Gig auf einem Bezirkslager der Pfadfinder in Niedersachsen konnte das Publikum den Refrain schon beim zweiten Mal mitsingen. Das war ziemlich stark.

Derzeitiger Ohrwurm

Eigentlich habe ich sogar zwei Ohrwürmer: zum einen „Unter Deinem weißen Stern“ – ein Lied aus dem Warschauer Ghetto und zum anderen „Snuff“ von Slipknot. Daran müsste man merken, dass ich einen sehr variablen Musikgeschmack habe.

Lied für den Sommer

Eigentlich bin ich ein Stubenhocker. Deshalb ist mein Lied für den Sommer nicht sehr ausgefallen: „Papaoutai“ von Stromae.

Gerade in Arbeit

Momentan arbeite ich an einem Musical – beziehungsweise schon seit vier Jahren. Mittlerweile ist aber ein Ende in Sicht: Ende Mai haben wir eine Orchesterprobe. Grob handelt es von einer Liebesgeschichte mit vier Personen in einem mysteriösen Setting.

In den letzten Ausgaben habt ihr einiges aus der Münsteraner Musikszene kennenlernen können. Damit sich die Nominierungsspirale nicht immer enger um das Musikinstitut in der Philippstraße legt, machen wir nach Melvin einen Punkt und durchbrechen die Ketten – um nochmal von vorn zu beginnen. Freuen könnt ihr euch in der kommenden Ausgabe auf ein Musikerportrait von Soeckers – nominiert von unserem Redakteur Jannes.

Wenn ihr über Melvins Konzerte auf dem Laufenden bleiben wollt, besucht einfach seine Facebookseiten: <https://www.facebook.com/at-Midnight-245628805634429> und <https://www.facebook.com/MelvinSchulzMenningmann>

Oben

Melvin zeigt aber auch gerne seine rockige Seite

Unten

Mit gefühlvollen Balladen kann Melvin ganze Räume füllen



Erste Glückwünsche: Der Vorsitzende der Hochschulwahlversammlung, Prof. Dr. Georg Peters (l.), und der Vorsitzende der Findungskommission, Prof. Dr. Wulff Plinke (r.) gratulierten Prof. Dr. Johannes Wessels, der ab dem 1. Oktober neuer Rektor sein wird. (Foto: WWU/Peter Grewer)

WAS MACHT EINEN GUTEN REKTOR AUS? JOHANNES WESSELS IM GESPRÄCH

INTERVIEW VON MARTIN WILMER UND KEVIN HELFER

Die Hochschulwahlversammlung hat am 7. April Johannes Wessels als Nachfolger von Ursula Nelles im Rektorenamt bestimmt. Das Gremium, das sich aus Senat und Hochschulrat zusammensetzt, wählte den Kernphysiker mit großer Mehrheit; ein Senatsmitglied stimmte in der geheimen Wahl gegen ihn. Wessels war zuvor von einer Findungskommission als einziger Kandidat von dreizehn Bewerbern nominiert worden.

SSP: Herr Wessels, zunächst einmal herzlichen Glückwunsch zur Wahl! Was glauben Sie, was macht einen guten Rektor aus?

Wessels: Dass er an Optimierungen arbeitet, sich überall für die Hochschule einsetzt und überzeugend vermittelt, was die Hochschule für die Studierenden, für die Forschung und für die Lehre leistet. Das wird das Wichtigste sein.

SSP: Sie haben in der Hochschulwahlversammlung von einem „Höchstmaß an Kollegialität“ gesprochen, das Ihre Amtsführung als Rektor prägen soll. Wird das in einem so großen Betrieb wie der Uni, wo so viele verschiedene Interessen – zum Beispiel von Studierenden, Professoren sowie den wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Mitarbeitern – zusammenkommen, nicht sehr kompliziert?

Wessels: Das ist schwierig. Und das ist mindestens genauso schwierig wie ein Unternehmen zu leiten, das ein einziges Produkt vertreibt. Unsere „Produkte“ sind gute Lehre und Forschung, die sich in einem sehr heterogenen Umfeld entfalten müssen. Das Ganze lebt einerseits von gegenseitigem Respekt für das, was der jeweils andere tut und andererseits

auch von einem gewissen Gemeinschaftsverständnis dafür, dass sich die WWU auf einige Schwerpunkte besonders konzentriert und auf andere vielleicht etwas weniger. Nur so werden wir uns verbessern. Aber eines ist ebenso klar: Die Universitäten sind auch darauf angewiesen, dass die Politik eine ausreichende Finanzierung sicherstellt – und zwar dauerhaft. Man kann den Hochschulen nicht immer mehr abverlangen und gleichzeitig die Grundfinanzierung zu Lasten von einzelnen Programmen kappen. Ohne gesicherte Ressourcen kann man auch kein echtes „Mehr“ schaffen und dieses „Mehr“ ist natürlich die Herausforderung vor der jede Universität steht, also sich auszuzeichnen vor anderen Organisationen, in denen man das gleiche lernen und forschen kann.

SSP: Wenn Sie hier den Vergleich Universität und Unternehmen ziehen, sehen Sie darin nicht auch ein Problem, dass Universitäten immer mehr nach der Art und Weise eines Unternehmens geführt werden, beispielsweise im Hinblick auf die zunehmende Abhängigkeit von Drittmitteln? Wie sehen Sie diese Problematik?

Wessels: Ich möchte zunächst dem Eindruck widersprechen, dass Universitäten wie Unternehmen geführt werden. Dies gilt zumindest nicht für die WWU. Ich vermute, dass Sie mit Ihrer Frage darauf anspielen, dass Universitäten auch aus der Industrie Geld beziehen. An der WWU ►

kommt der überwiegende Teil der Drittmittel aber nicht aus der Industrie, sondern von Drittmittelgebern, bei denen wettbewerbliche Verfahren über die Vergabe dieser Mittel entscheiden, die sich auf die wissenschaftlichen Inhalte stützen. Das heißt, die Einwerbung solcher Mittel ist eine Auszeichnung dafür, dass man unter Wissenschaftlern anerkannte, herausragende Forschungsziele verfolgt. Wichtig bei der Einwerbung solcher Drittmittel ist aber vor allem, dass mit den Mitteln nicht immer mehr Aufgaben erfüllt werden, die Gegenstand der Grundfinanzierung sein sollten.

SSP: Sie hatten gerade angedeutet, man müsse sich gegenüber anderen Hochschulen oder Universitäten absetzen. Das Stichwort diesbezüglich ist sicherlich die Exzellenzinitiative und die Exzellenzcluster, die wir hier haben. Für wie wichtig halten Sie solche „Auszeichnungen“?

Wessels: Das können Sie eigentlich fast selbst beantworten. Nach welchen Kriterien haben Sie Ihren Studienort bestimmt? Es gibt sicher viele, die sagen: Ich bleibe da, wo ich groß geworden bin. Den wirklich großen und erfolgreichen Universitäten ist es darüber hinaus gelungen, sich über Jahrzehnte ein Profil und Renommee zu erarbeiten, das sich beispielsweise auch in der Bewilligung eines Exzellenzclusters manifestiert. Mit vielen positiven Folgen: Eine solche Universität wird dadurch fast automatisch für in- und ausländische Top-Forscher und -Lehrende hochattraktiv, sodass auch die Studierende von dieser Qualität profitieren. Auch sie spüren und erkennen: Das ist eine moderne Hochschule, auf diese wissenschaftliche Qualifizierung kann ich bauen. Man muss allerdings dabei immer darauf achten, dass die anderen Bereiche, die beispielsweise nicht den Exzellenzclustern angehören, abfallen. Für die Universität Münster habe ich allerdings auch an dieser Stelle keine Sorge: 12 unserer 15 Fachbereiche sind an den Exzellenzclustern beteiligt – wir sind also tatsächlich in der Breite spitze.

SSP: Haben Sie außer den beiden Clustern konkret Bereiche im Kopf, die Sie gerne auch zu solchen Spitzenbereichen machen möchten?

Wessels: Das ist schon heute der Fall. Nur ein Beispiel: Der Fachbereich Chemie zählt deutschland- und europaweit zu einer der ersten Adressen. Gleiches gilt für die Mathematik. Unsere Chemiker pflegen schon lange eine intensive Zusammenarbeit mit vielen Physikern und Biologen, sodass ich davon überzeugt bin, dass wir aus diesen Bereichen noch viele positive Signale bekommen werden. Das kann man im Übrigen nicht verordnen, eine solche Entwicklung muss von allen mitgetragen und gelebt werden. Die von mir angesprochenen Fachbereiche praktizieren dies auf beispielhafte Weise.

SSP: Stichwort Lehrerausbildung. Das ist sicherlich auch ein sehr wichtiger Bereich in Münster. Auch hier besitzt die Uni-Münster ein gewisses Renommee. Wie möchten Sie sich da für die Zukunft aufstellen?

Wessels: Als Hochschullehrer ist nicht nur mir, sondern auch vielen Kollegen aufgefallen, dass viele Studienanfänger nicht optimal vorbereitet sind, dass sie beispielsweise fachliche Defizite mitbringen. Ich plädiere daher für zwei wesentliche Dinge: Wir müssen erstens diesen Studierenden entgegenkommen und ihnen helfen, und wir müssen zweitens die Lehrerbildung so aufbauen, dass diese Defizite abgebaut werden können. Konkret: Wir müssen die angehenden Lehrer für das Fach begeistern. Das heißt

im Umkehrschluss natürlich nicht, dass sie beispielsweise nicht auch didaktisch optimal vorbereitet werden müssen – aber die fachliche Seite muss wieder mehr Gewicht bekommen.

SSP: Das heißt, das wäre jetzt ein Ansatz außerhalb unserer Universität?

Wessels: Im Gegenteil, wir müssen direkt in der Lehrerbildung ansetzen. Man muss für das Fach brennen, um glaubhaft „sein“ Fach und dessen Inhalte vermitteln zu können. Lehrerinnen und Lehrer sollten sich auch außerhalb des schulischen Kanons für ihr Fach interessieren. Sie halten sich im Idealfall ständig auf dem Laufenden, sie bilden sich fort, sie verfolgen die aktuellen Entwicklungen und binden diese in ihren Unterricht ein. Das ist aufgrund der rasanten Entwicklung in den Naturwissenschaften möglicherweise noch wichtiger als in den Geisteswissenschaften.

SSP: Haben Sie eine konkrete Idee, wie man einen Lehramtsstudierenden, der beispielsweise in Physik nicht so fit ist, wieder motiviert, dass er sich mehr mit der Physik auseinandersetzt?

Wessels: Man sollte sich vor allem davor hüten, die Inhalte auf das Minimum schulischer Curricula zu reduzieren. Man sollte stattdessen darauf bedacht sein, den Anschluss an die Wissenschaft nicht zu verlieren. In meinem Fach, der Physik, werden vielfach noch immer die Inhalte des 17. und 18. Jahrhunderts vermittelt, die immer noch Gültigkeit haben, aber das lässt kaum Raum für die Erkenntnisse der letzten 100 Jahre. Man kann sicher nicht den Anspruch erheben, diese Erkenntnisse im Detail durchdrungen zu haben, aber man sollte sie einordnen können. Konkret: Fachlehrer sollten in der Lage sein, ihren Schülern zu erklären, wofür der Nobelpreis „ihres“ Faches jeweils vergeben wird.

SSP: Das hieße jetzt bezogen auf die Universität, unbedingt die enge Verzahnung von Forschung und Lehre beizubehalten und sogar auszubauen.

Wessels: Richtig – das ist unsere Kernkompetenz, die uns im Vergleich mit anderen Bildungseinrichtungen auszeichnet, auch international. Wir sollten uns davor hüten, dieses erfolgreiche Modell vor die Wand zu fahren.

SSP: Sie haben nun schon ein paar Beispiele aus der Physik gebracht. Glauben Sie, dass Sie als Physiker sich auch in andere Bereiche der Universität, in die Bedürfnisse und Interessen beispielsweise von Geisteswissenschaftler eindenken können?

Wessels: Ja, davon bin ich überzeugt – und ich habe auch ein starkes Interesse daran. Ich empfinde es beispielsweise als ein großes Privileg, im Forschungsbeirat mitzuarbeiten, weil man in diesem Gremium die Bandbreite dieser Universität vor Augen geführt bekommt, von den Theologien bis hin zur Musikhochschule. Ich habe im Übrigen auch einige Jahre als Dekan-Sprecher fungiert, sodass ich mich durchaus in der Lage sehe, die vielfältigen Interessenslagen zu erkennen und zu berücksichtigen.

SSP: Stichwort Geschlechterverteilung: Es gibt ja immer wieder das Bestreben, mehr akademische Stellen auch an Frauen zu vergeben, wobei es ja oft auch schwierig ist, Professorinnen zu gewinnen. Für wie wichtig halten Sie das Thema und welche Ansätze möchten Sie diesbezüglich verfolgen?

Wessels: An der WWU gibt es dazu gute Ansätze. Ein Modell, das alle großen Wissenschaftsverbänden, die sich mit der Fragestellung auseinandergesetzt haben, empfehlen, sieht vor, nach einem Kaskadenmodell vorzugehen: Man löst sich demnach von einer strikten 50:50-Regelung, sondern versucht, auf einem bestehenden Prozentsatz aufzubauen. Ein Beispiel: Unter den Promovenden eines Fachs sind 70 Prozent Frauen und 30 Prozent Männer. Bei der weiteren Förderung sollte man demnach darauf achten, dass in der nächsthöheren Gruppe, also der Postdoktoranden, auch ungefähr dieses Verhältnis erreicht wird. Dieser Ansatz ermöglicht eine faire Aufteilung, weil man niemanden wirklich allein des Geschlechts wegen bevorzugt, und man verbindet damit gleichzeitig einen gewissen Auftrag dafür zu sorgen, dass von der Basis aus etwas passiert.

SSP: Ansatzpunkte? Wie erreicht man das?

Wessels: Man muss am Umfeld arbeiten. Auch wir als Universität können uns möglicherweise noch intensiver als bisher um die Betreuung der Kinder unserer Beschäftigten und Studierenden kümmern. Das kostet Geld.

SSP: Es gibt immer wieder zum Teil wirkliche harsche Kritik am Namen unserer Universität. Wie beurteilen Sie das? Glauben Sie, dass wir den Namen unserer Universität ändern müssten?

Wessels: Zu dieser Frage habe ich noch keine abschließende Meinung. Möglicherweise würde man die Uni heute nicht mehr so taufen. Aber bevor man eine Institution umbenennt, die seit über 100 Jahren diesen Namen trägt, muss man erstens einen besseren Vorschlag haben und zweitens gute Gründe für die Umbenennung haben. Ich möchte auf einen anderen Punkt hinweisen. Für fast alle Kenner, Beobachter und Gäste dieser Universität sind wir schlicht und einfach die WWU. Niemand fragt sich in diesem Zusammenhang, wofür das erste und das zweite W stehen.

SSP: Im Oktober fängt Ihre Amtszeit an und läuft von da an sechs Jahre. Wo sehen Sie die WWU dann in sechs Jahren bestenfalls?

Wessels: Das wird stark davon abhängen, wie sich die Rahmenbedingungen für die Universität entwickeln. Positiv ist die nach wie vor hohe Anziehungskraft der Stadt und der Universität: Münster und die WWU sind anerkanntermaßen ein guter Ort zum Leben und zum Lernen. Wie wir uns konkret weiterentwickeln werden, wird auch davon abhängen, wie wir in der kommenden Runde der Exzellenzinitiative abschneiden werden. So könnte es beispielsweise sein, dass wir in den Genuss zusätzlicher Bonusmittel kommen, weil wir mehrere Cluster haben. Sollte es uns gelingen, diese Mittel zu sichern, dann haben wir eine sehr positive Zukunft vor uns. Schließlich sind alle Hochschulen davon abhängig, welchen Akzente die jeweilige Landesregierung setzen – das müssen wir gespannt abwarten.

SSP: Neben Ihrer Arbeit als Rektor, wie viel Zeit werden Sie noch für die Physik haben? Und bleiben Sie dem CERN erhalten?

Wessels: Noch habe ich mein Amt nicht angetreten – ich kann mir also noch reichlich Illusionen machen. (lacht) Ich bin meiner Forschung so stark verbunden, dass ich sie sicherlich nicht aus den Augen verlieren werde. Der münstersche Anteil am CERN wird sicher beibehalten werden. An der WWU arbeiten wirklich großartige Wissenschaftler, die meine Arbeit dort erfolgreich fortsetzen werden.

SSP: Ging die Initiative für die Bewerbung von Ihnen aus oder hat man ihnen die Bewerbung nahegelegt?

Wessels: Sagen wir es mal so: Einige Kollegen, übrigens keine Physiker, haben mich unvermittelt darauf angesprochen und mir versichert, dass ich der Richtige für dieses Amt sei. Irgendwann habe ich mich dann ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt und kam zu dem Schluss: Ich traue es mir zu, diese ehrenvolle und anspruchsvolle Aufgabe anzugehen.

SSP: Vielen Dank für das Gespräch!



Aster Reise Service
... ob Auslandssemester,
Praktikum, Famulatur / PJ
oder einfach nur Urlaub
wir haben
Flüge zu Studententarifen
Hostels - Hotels - Mietwagen
Sprachreisen - Aktivtoure
n
Fähren - Fewos - Wohnmobile
Last Minute Angebote
Mit uns steht Euch die Welt offen

➔ Schlossplatz 24 - 26 · 48143 Münster · Tel. (0251) 51 90 68
➔ Mensa I · Aasee · 1. Etage · Tel. (0251) 53 95 800
➔ Mensa II · Coesfelder Kreuz, Foyer · Tel. (0251) 857 08 08

www.asterreiseservice.de · E-Mail: info@asterreiseservice.de

WIE STEHST DU ZUR PREISERHÖHUNG BEIM SEMESTERTICKET?

UMFRAGE VON ANNA PUZIO UND KEVIN HELFER

Um 18,10 Euro wird das Semesterticket für Bus und Bahn zum Wintersemester teurer (siehe auch Seite 34-35). Wir haben nachgefragt: Was habt ihr darüber erfahren? Und wie findet ihr das? Rechnet sich das Ticket für euch?

Ruth, 23, Public Governance across borders

Ich habe bis jetzt noch nicht davon gehört, dass das Ticket teurer wird. Die Nachtbuserweiterung ist ja ganz gut. Aber dass man ein Kind mitnehmen kann, bringt mir persönlich nichts. Das ist eher für Studierende mit Kind. Es ist gut, die zu unterstützen, aber ich finde, das sollte eigentlich selbstverständlich sein. Auf der anderen Seite habe ich auch mitbekommen, dass es für den AstA schwierig ist, das Ticket zu verhandeln, und kann das Ergebnis nachvollziehen. Ich finde es aber gut, dass wir das NRW-Ticket haben, das ist ja nicht selbstverständlich.



Ramona, 25, Französisch und Latein (Lehramt)

Ich finde das eher negativ. Das Studentenleben ist generell schon teurer genug. Auch wenn es nur 18 Euro sind, aber ich denke, jeder muss sich das übers Semester zusammen sparen. In Münster wird das Leben ja auch nicht günstiger, das läppert sich dann. Für 18 Euro kann man sich ja auch schon wieder Literatur oder Material für die Uni kaufen.



Luise, 17, Niederlande-Deutschland-Studien

Ich finde das gerechtfertigt. Für mich hat sich das Ticket eigentlich schon hundertfach ausgezahlt, deswegen ist das okay für mich.



Julian, 20, BWL

Ich habe da noch nicht von gehört und finde das natürlich schlecht. Es ist schon ein gutes Angebot, aber 18 Euro sind schon eine ziemliche Stange Geld. Aber ich nutze das Ticket auch mindestens einmal pro Woche.



SSP

MONTAGSFRAGE

Für jede Ausgabe befragt die SSP-Redaktion Studierende der Uni Münster zu einer aktuellen Frage.

Katharina, 23, Germanistik

Ich nutze überhaupt keine öffentlichen Verkehrsmittel. Das Ticket bringt mir gar nichts. Als Erasmus-Studentin habe ich versucht, mir das erstatten zu lassen, aber das ging nicht. Ich bekomme leider nicht viel Geld und muss jeden Monat etwas Geld dafür sparen. Andererseits nutze ich das Kultursemesterticket mehrmals pro Woche, das ist sehr gut.



Gianna, 22, Jura

Wenn ich dafür kaum mehr bekomme, finde ich die Preissteigerung nicht so gut. Ich nutze das Ticket für die Busse in Münster und um in die Heimat zu fahren. Also zahle ich lieber 18 Euro mehr, bevor ich es gar nicht mehr habe.



Elisa, 25, Deutsch und Geschichte (Lehramt)

Ich finde, das ist gerechtfertigt. Das ist schon noch ziemlich günstig. Wir zahlen ja 250 Euro Semesterbeitrag und können dafür studieren, in ganz NRW Bus und Bahn fahren und haben auch noch das Kultursemesterticket. Das ist echt okay. Ich fahre bestimmt ein- bis zweimal im Monat nach Köln, Bochum, Essen oder Osnabrück, um Freunde zu besuchen. Wenn man das mal zusammenrechnet... Bahn fahren ist ja echt teuer.



Robert, 24, VWL

Eine Erhöhung des Preises für das Semesterticket um über zehn Prozent ist schon nicht wenig. Andererseits nutzen viele meiner Freunde und auch ich selber das Ticket regelmäßig. Jedes Mal ein einzelnes Ticket zu kaufen, wäre deutlich teurer. Insofern ist der Preis, auch weil er auf fünf Jahre festgesetzt wurde und das Ticket von Erstis schon einen Monat vor Semesterbeginn genutzt werden kann, durchaus gerechtfertigt.



„GUTER ABSCHLUSS FÜR ALLE“

CEDRIC DÖLLEFELD ÜBER DAS NEUE SEMESTERTICKET

INTERVIEW VON KEVIN HELFER

FOTO VON MAREIKE SCHULZ

Cedric Döllefeld (CampusGrün) vertrat als AstA-Vorsitzender gemeinsam mit dem AstA-Vorsitzenden der FH Münster die Studierenden in den Verhandlungen um das Semesterticket. Das wird zum Wintersemester um rund 18 Euro teurer. Wie es dazu kam, was sich sonst noch ändert und ob die Preissteigerung nicht viel zu hoch ist, erklärt er im Gespräch mit dem Semesterspiegel.

SSP: Die Verhandlungen über das Semesterticket waren eines der größten Projekte deiner Legislatur. Bist du persönlich mit dem Ergebnis zufrieden?

CD: Das kommt darauf an. Wir hätten schon gerne eine Preissteigerung vermieden. Aber wenn man sich die faktischen Gegebenheiten anschaut, ist das ein Ergebnis, dem man auf jeden Fall zustimmen kann.

SSP: Das Ticket wird zum Wintersemester 18,10 Euro teurer. Für wen ist das ein guter Abschluss: für die Studierenden oder für die Verkehrsbetriebe?

CD: Dass wir für 18 Euro mehr weitere fünf Jahre ein Semesterticket haben können, ist eigentlich gut für beide. Diese Erhöhung jetzt kommt dadurch zustande, dass wir die Preiserhöhung nicht über fünf Jahre verteilt haben wollten. Die Alternative wäre ja eine gestaffelte Preiserhöhung gewesen, was aber zu einem höheren Abschlusspreis in fünf Jahren geführt hätte. Das wollten wir vermeiden, damit wir langfristig ein Semesterticket zu einem möglichst günstigen Preis haben.

SSP: Es sind ja nun nicht nur die 18 Euro Preiserhöhung, die zum nächsten Semester kommen. Bereits dieses Semester ist das Ticket ja 6 Euro teurer geworden. Das sind insgesamt 24 Euro innerhalb eines Jahres, ist das nicht ganz schön viel?

CD: In diesen 6 Euro stecken ja schon rund 2 Euro als normale Tarifmaßnahme. Die eigentliche Preiserhöhung sind also knapp 4 Euro. Da kommen dann die 18 Euro dazu, was 22 Euro ergibt. Aber das sind ja nicht 22 Euro auf ein Jahr, sondern man muss das sozusagen auf fünfeinhalb Jahre hochrechnen. Das ist die Preiserhöhung, die wir für diesen Zeitraum haben werden und man braucht nicht davon ausgehen, dass eine unerwartete Preiserhöhung in zwei Jahren wieder stattfinden könnte.

SSP: Es gibt ja nicht nur die Preiserhöhung, sondern auch zusätzliche Leistungen. Aber die sind doch eigentlich für viele Studierende überhaupt nicht relevant, denn die wenigsten haben Kinder oder nutzen Nachtbusse in anderen Städten.



Der bisherige AstA-Vorsitzende Cedric Döllefeld (rechts) hat mit unserem Redakteur über die Hintergründe des neuen Semestertickets gesprochen.

CD: Mit Sicherheit haben diese Zugaben nicht den Geldwert von 18 Euro. Und wir hätten wahrscheinlich die meisten dieser Zugaben auch nicht einzeln von uns aus dazugekauft. Ausnahme ist hier meiner Meinung nach der Vorteil für Erstsemester, dass das Ticket ein Monat früher gültig ist, auch wenn das natürlich den Leuten, die jetzt schon studieren, nichts nützt. Aber da steckt tatsächlich ein finanzieller Gegenwert hinter. Bei den anderen Sachen ist es so, dass wir die ohne große Auswirkungen auf den Preis am Ende noch dazu bekommen haben. Wir haben auch noch über eine erweiterte Fahrradmitnahme gesprochen, aber da sahen die Verkehrsunternehmen das Problem, dass dann jeder Bus voll mit Fahrrädern wäre.

SSP: Also kaschieren die Zusätze nur die Preiserhöhung?

CD: Nein, weil sie sind ja gar nicht geeignet, diese 18 Euro aufzuwiegen. Ich glaube, den wenigsten Leuten ist zum Beispiel die Kindermitnahme 10 Euro wert und der Ausbau des Nachtbusnetzes 8 Euro. So ist das auch gar nicht gedacht. Primärer Anlass für die Verhandlungen war ja das Bestreben der Verkehrsunternehmen nach Gewinnsteigerung.

SSP: Du hast den Ausbau des Nachtbusnetzes erwähnt. Daneben gibt es noch andere Fahrplanänderungen. Was hat denn das überhaupt mit dem Semesterticket zu tun?

CD: Es hat insofern etwas damit zu tun, als es jetzt in dem Vertrag stehen wird. Es hat aber auch schlichtweg etwas mit dem studentischen Leben und der studentischen Mobilität zu tun. Zum Beispiel haben wir 60–70 % studentische Nutzung auf der Linie 13, die zum Leonardo-Campus fährt. Die Linie sollte eigentlich in den Semesterferien eingeschränkt werden. Es ist auch keine neue Erkenntnis, dass viele Studierende die Nachtbusse nutzen. Daher gehen wir davon aus, dass der Ausbau des Nachtbusnetzes die Lebensqualität in Münster insgesamt verbessert, aber primär für die Studierenden.

SSP: Kannst du einschätzen, wie wichtig die Einnahmen aus dem Semesterticket für die Verkehrsbetriebe sind?

CD: Das ist unterschiedlich. Für die DB Regio sind sie nicht so wichtig, für die Stadtwerke schon deutlich mehr. Aber insgesamt würde ich sagen, dass die Verkehrsbetriebe durchaus eine Chance hätten, das Geld auch ohne Semesterticket aus frei verkäuflichen Tickets einzunehmen. Das wäre für die Unternehmen natürlich deutlich aufwendiger.

SSP: Im letzten Semester wurde ein Gutachten zum Semesterticket durchgeführt. Welchen Zweck habt ihr damit verfolgt?

CD: Die Verhandlungen haben ja vor über einem Jahr angefangen. Da gab es dann immer wieder die Behauptung der Verkehrsbetriebe, dass die Ticketnutzung gestiegen sei. Sie konnten das aber nie mit Zahlen unterfüttern und belegen. Irgendwann hat sich herausgestellt, dass sie eigentlich nur Zahlen über die Gesamtnutzung haben, ohne dabei in irgendeiner Weise Studierendenzahlen zu berücksichtigen. Und dann haben wir gesagt: Genug davon. Jetzt brauchen wir ein Gutachten, womit das faktisch belegt oder auch widerlegt werden kann. Es ging dann zum einen um die Nutzungssteigerung und zum anderen um die Zahlungsbereitschaft und auch die Zahlungsfähigkeit der Studierenden.

SSP: Fangen wir mal mit der Nutzung an: Was ist dabei herausgekommen?

CD: Die Nutzung ist gestiegen, vor allem im Bahnverkehr. Das ist auch nicht verwunderlich, denn wir haben mittlerweile einen Gewöhnungseffekt. Den Studierenden ist bewusst, dass sie, wenn sie ihr Studium aufnehmen, dieses Ticket erhalten. Das wirkt sich dann zum Beispiel auch auf die Frage aus, ob man nach Münster zieht oder pendelt.

SSP: Und wie ist es bei der Zahlungsbereitschaft?

CD: Was bei der offenen Befragung zur Zahlungsbereitschaft angegeben wurde, war schon hoch. Aber was dann bei der Conjoint-Analyse* herauskam in Hinblick darauf, was man ansonsten für den ÖPNV zahlen würde, war noch viel höher. Es gibt verschiedene Berechnungsmethoden und bei der für uns günstigsten, deren Anwendung wir auch durchsetzen konnten, kam heraus, dass die Zahlungsbereitschaft nur für das regionale Ticket bei rund 150 Euro liegt. Wenn man das ganze NRW-Ticket betrachtet, liegt die Zahlungsbereitschaft im Durchschnitt bei über 300 Euro. Diese hohen Zahlen waren natürlich für uns in den Verhandlungen ein gewisses Problem. Aber ich glaube, dass die Zahlen durchaus realistisch sind.

SSP: Ist also den Studierenden ihre hohe Zahlungsbereitschaft zum Verhängnis geworden?

CD: Nein. Wir haben den Preis ja nicht über die Zahlungsbereitschaft, sondern über die Nutzungsanstiege ermittelt und sind da noch etwas unter dem Wert geblieben, der im Gutachten ermittelt wurde.

SSP: Das StuPa hat im Februar gefordert, dass eine „ganz überwiegende Mehrheit“, also 75 % der Studierendenschaft, das Semesterticket mittragen müssen. Das hätte nach der Umfrage eine leichte Preissenkung bedeutet. Ist dieses Kriterium plötzlich irrelevant?

CD: Mit der jetzigen Preissteigerung haben wir bezogen auf die Zahlungsbereitschaft etwa 70 % hinter uns. Das ist immer noch eine Zweidrittel-Mehrheit, aber ob das „überwiegend“ ist, kann wohl niemand vollkommen rechtssicher sagen. Wenn man jetzt die aktuelle Nutzung in frei verkäufliche Tickets umrechnet, dann profitieren über 90 % auch noch von dem neuen Preis.

SSP: Wird es denn noch eine Urabstimmung darüber geben?

CD: Es gibt in dem Vertrag eine Klausel, dass eine Urabstimmung durchgeführt werden kann und wenn das Ergebnis dann negativ ist, dann hat die Studierendenschaft ein Kündigungsrecht. Ich glaube aber nicht, dass eine Urabstimmung zu einem negativen Ergebnis führen würde. Vermutlich hätten die Verkehrsbetriebe auch noch etwas mehr verlangen können und die Leute hätten in der Urabstimmung ja gesagt. Es geht dann ja um alles oder nichts. Aber zum jetzigen Zeitpunkt wäre eine Urabstimmung sehr aufwendig und teuer geworden. Aber StuPa oder eine studentische Initiative, die Unterschriften sammelt, kann jederzeit eine Urabstimmung herbeiführen; es entstehen keine anhaltenden Verpflichtungen, die das verhindern.

SSP: Vielen Dank für das Gespräch.

**Anm. d. Red.: Mit einer sogenannten Conjoint-Analyse (von englisch „considered jointly“, ganzheitlich betrachtet) lässt sich die Bewertung eines Gutes (hier des Semestertickets) messen. Dabei werden die verschiedenen Eigenschaften des Gutes und ihr Wert analysiert und gewichtet.*

Das neue Semesterticket

- Neu verhandelt wurde lediglich das regionale Ticket für Münster und das Münsterland, es gilt ab dem Wintersemester 2016/17 für fünf Jahre. Die Erweiterung auf ganz NRW gilt unverändert weiter.
- Das regionale Ticket kostet dann 113 Euro (bisher 94,10 Euro). Hinzu kommen 48,90 Euro für die NRW-Erweiterung.
- In den folgenden Semestern steigt der Preis um jeweils 2 Euro, im WiSe 2020/21 und im SoSe 2021 um je 1 Euro.
- Für Erstis gilt das Ticket künftig schon einen Monat vor Semesterstart.
- Im ganzen Münsterland darf künftig jederzeit ein Kind bis 14 Jahren kostenlos mitgenommen werden.
- Die bisher nur in Münster gültige Mitnahmeregelung für eine Person oder ein Fahrrad werktags ab 19 Uhr und am Wochenende gilt ab Oktober auch in weiteren Städten des Münsterlandes.
- Der Zuschlag für Nachtbusse entfällt dann nicht nur in Münster, sondern im gesamten Münsterland.
- Zusätzlich gibt es Fahrplanänderungen innerhalb Münsters:
 - Die ab Oktober neue N85 (Hafen–Hbf.–Altstadt–Horstmarer Landweg) fährt doppelt so häufig.
 - In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag gibt es um 2:25 ab Hbf. noch einen zusätzlichen Nachtbus auf allen Linien.
 - Die Linie 13 (Hbf.–Domplatz–Coesfelder Kreuz–Horstmarer Landweg–Leonardo-Campus) fährt auch in den Semesterferien im 20-Minuten-Takt.

STUPA WÄHLT NEUEN ASTA

GRÜN-ROTE KOALITION BESETZT REFERATE

TEXT VON KEVIN HELFER

Das Studierendenparlament (StuPa) hat bei seiner Sitzung am 2. Mai einen neuen AStA gewählt. Die Amtszeit des bisherigen AStA war bereits im März abgelaufen; die Referenten waren seitdem kommissarisch im Amt. Der bisherige Vorsitzende Cedric Döllefeld (CampusGrün) blickte in der Sitzung zurück auf eine „erfahrungsreiche und anstrengende Zeit.“

Fünf Monate nach der StuPa-Wahl im November 2015 war im April eine erneute Koalition von CampusGrün, Juso-HSG und DIL aus den Koalitionsverhandlungen hervorgegangen. Mit deren Stimmen wurde die frühere Öffentlichkeitsreferentin Lola Buschhoff (CampusGrün) als AStA-Vorsitzende gewählt. Ihr Stellvertreter ist der bisherige Finanzreferent Tom Becker (Juso-HSG).

Buschhoff sagte nach der Sitzung, dass ihre Pläne für die Amtszeit breit gefächert seien: „Ich freue mich auf die vielen Projekte, die wir geplant haben, und auf die Zusammenarbeit mit den Referenten.“ Wichtige Projekte, die sie verfolgen möchte, seien die Öffnung der Universität für Flüchtlinge sowie die Einführung einer StudiCard, die alle bestehenden Karten (Semesterticket, MensaCard, ULB-Ausweis, Studierendenausweis) bündeln soll.

Philip Lonnes (LHG) war ebenfalls als Kandidat für das Amt des AStA-Vorsitzenden angetreten, räumte aber nach der Sitzung ein, dass er aufgrund der Mehrheitsverhältnisse schon damit gerechnet hatte, nicht gewählt zu werden: „Ich wollte ein Zeichen setzen: Wenn man bei einer Wahl nur eine Kandidatur hat, dann ist das meines Erachtens keine Wahl.“ Des Weiteren ließ sich Robert Peistrup (Die LISTE) als „Gottkönig Poberton 6000“ von seiner Fraktion als AStA-Vorsitzender nominieren. Lonnes erhielt zehn Stimmen von LHG und RCDS, Peistrup erhielt drei Stimmen von der LISTE. Lonnes wünschte sich für die neue Legislatur, „dass nicht nur eine strikte Ideologie verfolgt“ werde.

Das Finanzreferat wird künftig von Dorothee Menne (CampusGrün, bisher Kulturreferat) und Julian Engelmann (Juso-HSG) geleitet. Auch die weiteren AStA-Referate wurden aus den Reihen der Koalitionslisten besetzt. ■



Sich selbst oder anderen eine Freude machen!

Kunstkalender gemalt von Kindern mit Behinderung

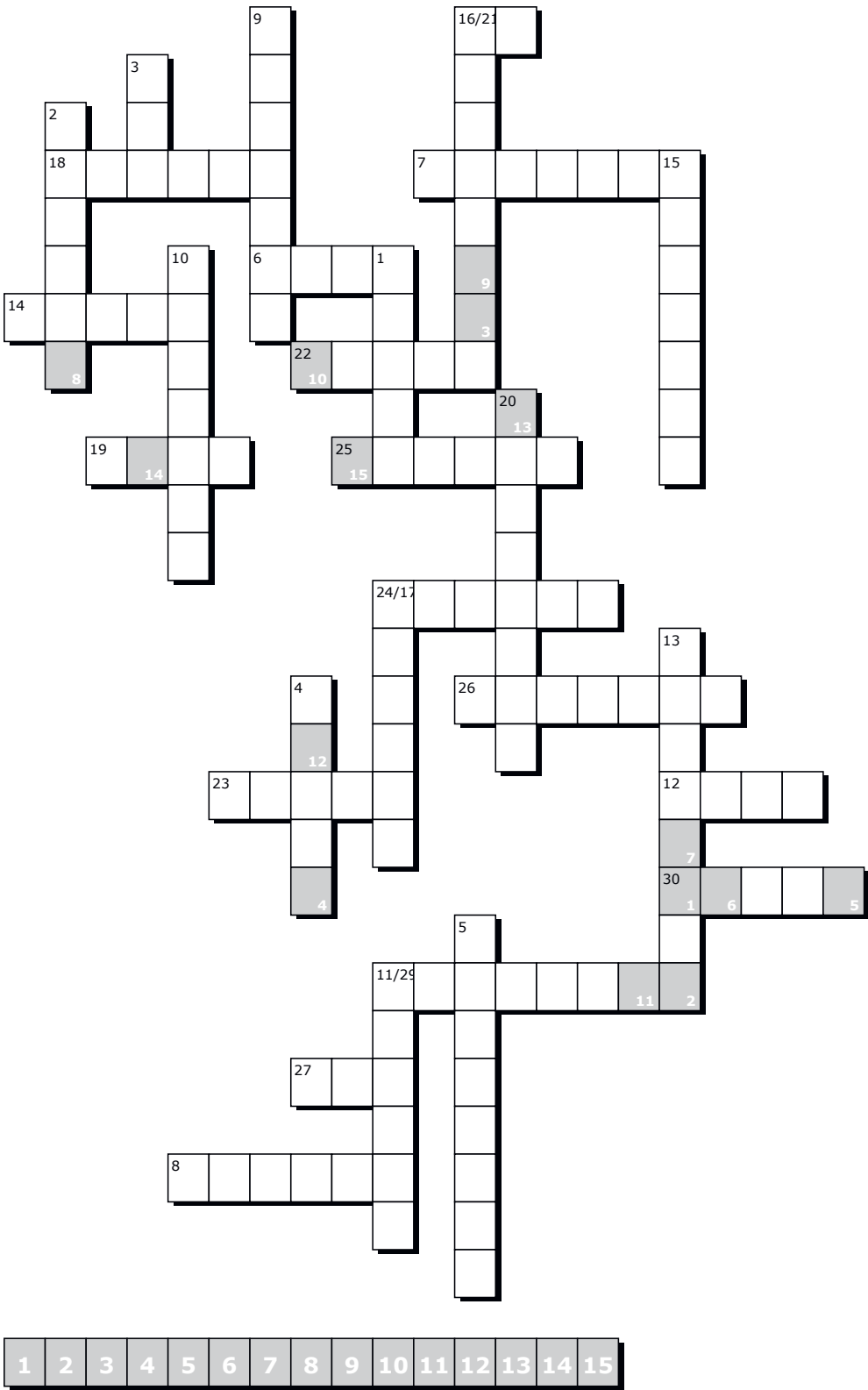
Jetzt reservieren:
Tel.: 06294 4281-70
E-Mail: kalender@bsk-ev.org
www.bsk-ev.org



Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter e.V.
BSK

KREUZWORTTRÄTSEL

VON MARTIN WILMER



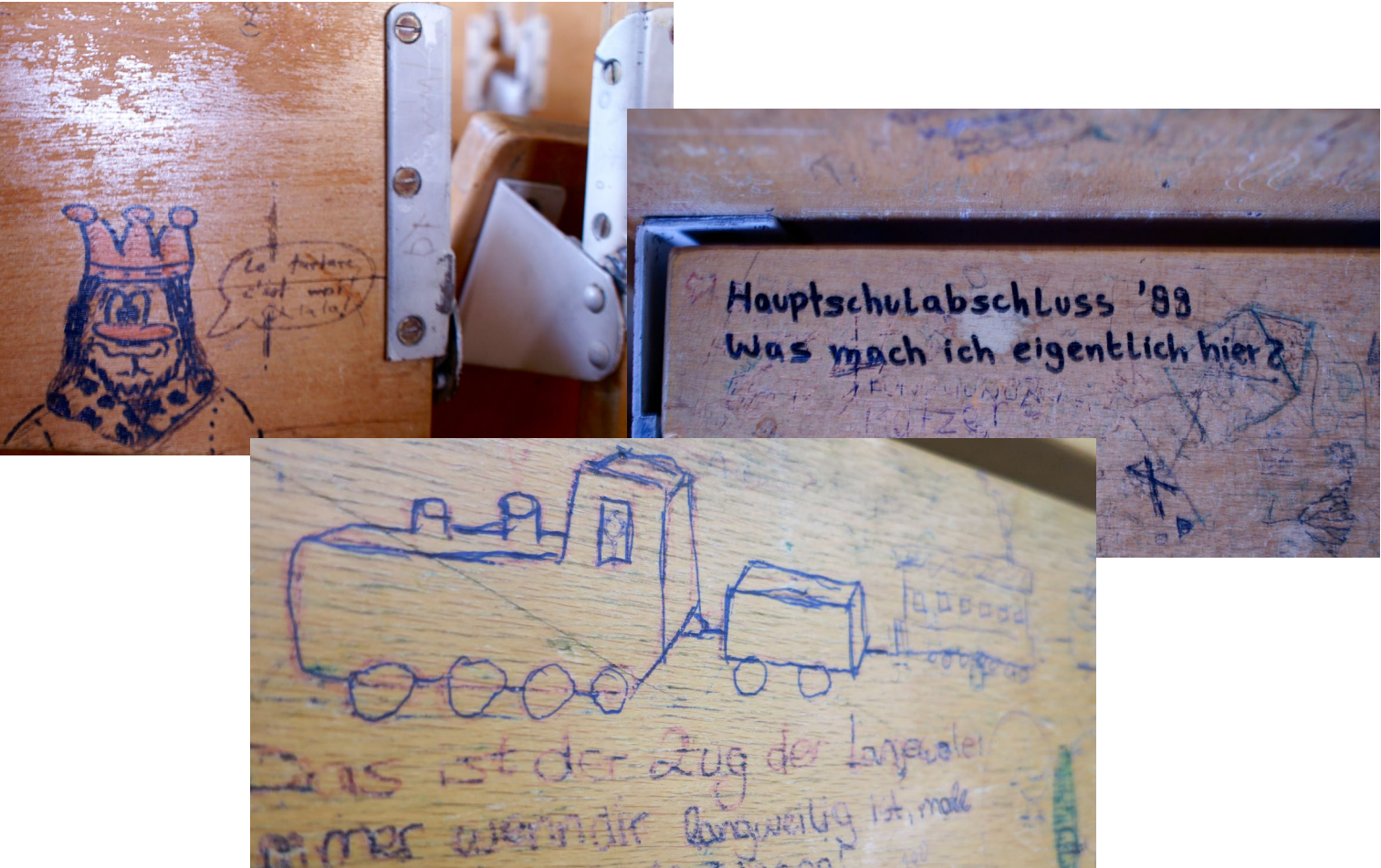
- Geisteskrankheit
- schlau
- Abk. Universität
- Fluss bei Münster
- Sternsystem
- Vater von Kain
- Ware
- wunderlich
- Eklat
- Abwärtsneigung
- Gesetzlosigkeit
- Amtszimmer
- Ballettpose
- Begabung
- Begleitstern
- Ausstrahlung
- innerhalb
- borgen
- brasil. Fußballspieler
- brauchbar
- Chem. Zeichen für Calcium
- Chines. Bär
- Christlicher Bitttruf
- deklinieren
- delikat
- entartet
- Entbehrung
- selbstständig
- jederzeit

SUDOKU

VON KEVIN HELFER

7				3				
	9	6			4			
	8	3	1					2
	4	8		9		6	1	
			8		6			
	5	7		2		8	9	
5					7	2	3	
			4			9	7	
				6				1

CAMPUSKUNST



BILDERRÄTSEL

RÄTSEL UND AUFLÖSUNG VON KEVIN HELFER

Auflösung aus Semesterspiegel Nr. 423

Die Dinosaurier sind zwar lange ausgestorben, aber vor dem Naturkundemuseum stehen noch zwei lebensgroße Exemplare der Spezies Triceratops. Die imposanten Pflanzenfresser lebten vor 68 bis 66 Millionen Jahren im heutigen Nordamerika. Wer sich näher für diese Riesen interessiert, kann eine Dauerausstellung zum Thema im Naturkundemuseum besuchen – Eintritt für Studis: 4,10 Euro.

Rätsel

Dieses mal lautet die Frage nicht „Wo ist das?“ sondern „Was ist das?“ Denn wer mit offenen Augen durch die Stadt geht, sieht diese Dinger an jeder Ecke. Doch wozu dienen diese Pilze? Oder handelt es sich einfach nur um ein kuriozes Kunstprojekt? Warum sind sie mal bunt und mal in dezentem Grau? Und warum treten sie fast immer im Doppelpack auf?



IMPRESSUM



Redaktion (v.l.n.r.): Martin Wilmer (V.i.S.d.P.), Kevin Helfer, Nicole Reinfeld, Anna Puzio, Jannes Tatjes,



Geschäftsführung: Melanie Schmidt
ssp.ceo@uni-muenster.de

Layout: Menso von Ehrenstein
ssp.layout@uni-muenster.de

Redaktion und

Anzeigenverwaltung:

Schlossplatz 1
48149 Münster
ssp@uni-muenster.de

Herausgeber/innengremium:

Janis Fifka (Juso-HSG)
Oliver Lampe (RCDS)
Julia Steinigeweg (CampusGrün)
Marie Völkening (LISTE)
Sarah Welle (RCDS)

semesterspiegel@uni-muenster.de

Druck: AStA-Druck

Redaktionsschluss SSP 425:
19. Juni 2016

Honorar:

0,01 Euro für 4 Zeichen
8 Euro für ein Foto
15 Euro für eine Illustration
10 Euro für ein Rätsel

Cover: Menso von Ehrenstein

Der Semesterspiegel ist die Zeitung der Studierenden in Münster. Die Artikel geben die jeweiligen Meinungen des Autors oder der Autorin wieder. Das gilt auch für namentlich gekennzeichnete Artikel von Mitglieder/innen des Redaktionsteams. Sie dienen auf Grundlage der verfassungsmäßigen Ordnung der Förderung der politischen Bildung, des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewusstseins und der Bereitschaft zur Toleranz (HG-NW § 72 (2) Satz 4). Manuskripte bitte digital (auf Diskette, CD, DVD etc. oder per E-Mail) und in Formaten von üblicher oder kostenlos verfügbarer Software. Grafiken nicht in den Text einbinden, sondern an entsprechender Stelle im Text einen Verweis einfügen und die Grafik (im Original oder in 300 dpi Graustufen) gesondert beifügen. Einsendungen bitte unter Angabe von Name, Adresse und Bankverbindung. Die Redaktion behält sich vor, Beiträge zu kürzen. Artikel unter Pseudonym werden nicht veröffentlicht. In begründeten Ausnahmefällen können Autor/innen ungenannt bleiben.

Ohne Information
hättest Du das vielleicht für die neueste

Moodle

Alle Menschen haben das Recht auf Information.
Gemeinsam für Pressefreiheit auf reporter-ohne-grenzen.de

**REPORTER
OHNE GRENZEN**
FÜR INFORMATIONSFREIHEIT